

Zürcher Journalistenpreis 22

Roger Schawinski

Preis für das Gesamtwerk

Yves Demuth

Akte Bührle – Zwangsarbeit in der Spinnerei

Rebecca Wyss

«Ich bin glücklich,
wenn jemand nur Schwuchtel sagt»

Angelika Hardegger

Liebe Bauern, lasst uns reden

Finn Schlichenmaier

Welche Klimajugend?
(Newcomer-Preis)

Der Zürcher Journalistenpreis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, den der Zürcher Presseverein ins Leben rief und 1981 erstmals verliehen hat. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen, ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben. Eine unabhängige, siebenköpfige Jury aus Journalisten und Publizisten begutachtet die eingereichten Arbeiten, die in Produkten von Medienunternehmen in der Deutschschweiz erschienen sind. Die Auswahl erfolgt in einem mehrstufigen Verfahren. Träger des Preises sind die drei grossen Zürcher Verlagshäuser: NZZ, Ringier und Tamedia. Sie und namhafte Spender und Sponsoren finanzieren die Preise.

Preisträger 2022

Roger Schawinski

Preis für das Gesamtwerk 9

Yves Demuth

Akte Bührle – Zwangsarbeit
in der Spinnerei 19

Rebecca Wyss

«Ich bin glücklich, wenn jemand
nur Schwuchtel sagt» 27

Angelika Hardegger

Liebe Bauern, lasst uns reden 33

Finn Schlichenmaier

Welche Klimajugend?
(Newcomer-Preis) 43

Das Misstrauen der Mächtigen

Grussadresse des Präsidenten



Die Situation ist ein bisschen absurd. Der Schweizer Journalismus hat ein enorm hohes Qualitätsniveau erreicht, aber das Parlament versucht, ihn einzuschränken. Und das Nein zum Medienpaket am 13. Februar hat gezeigt, dass die Medien mit abstrusen Vorurteilen konfrontiert sind.

Der Chefredaktor der NZZ wird mit dem renommierten Ludwig-Börne-Preis ausgezeichnet; Eric Gujer (der ZJP-Festredner des letzten Jahres) erhält den Preis in der Frankfurter Paulskirche überreicht. Das ist ein grosser Moment für den Schweizer Journalismus. Immer mehr Arbeiten hiesiger Redaktorinnen und Redaktoren werden mit Preisen ausgezeichnet. Auch der Zürcher Journalistenpreis 2022, von dem diese Broschüre zeugt, kann wieder Nachwuchstalente und etablierte Kräfte der schreibenden Zunft in die Galerie der Geehrten aufnehmen. Das hohe Niveau des Journalismus in diesem Lande ist nicht zuletzt auch die Folge einer immer besseren Ausbildung, sei dies in den Verlagen, am MAZ, in der Ringier Journalistenschule oder zunehmend auch an Fachhochschulen.

Und dennoch macht sich im Parlament latentes Misstrauen breit. Es hat in diesen Tagen restriktiven Regelungen beschlossen, welche den Journalismus einschränken. Die Hürden für superprovisorische Verfügungen gegen missliebige Artikel werden gesenkt, an den Gerichten sollen sogar an Wochenenden Pikettdienste darüber wachen, dass nicht zu viel Kritisches geschrieben wird. Das Bankgeheimnis gilt nach wie vor auch für die Medien, die damit in der Berichterstattung über Skandale behindert sind. Im Ausland werden solche Tendenzen und Entwicklungen

als Einschränkung der Medienfreiheit interpretiert, die Schweiz ist in den entsprechenden Rankings zurückgefallen.

Man hat den Eindruck, dieses Land weiss nicht so recht, was es an den Medien hat. Zwar stimmte das Parlament einer breiten Medienförderung zu, doch das entsprechende Gesetz wurde in der Abstimmung verworfen. Nicht zuletzt auch deshalb, weil breite Kreise in der Politik der Bevölkerung weismachen wollten, dass die Medien Gefahr laufen würden, in Staatshörigkeit zu verfallen. Und weil massiv gegen die grossen Verlage geschossen wurde, deren Verbrechen es ist, in medienfernen Bereichen Gewinne zu erzielen.

So sieht die Lage leider aus. Dennoch freuen wir uns alle an den diesjährigen Talenten, die wir auszeichnen dürfen, und gratulieren Ihnen herzlich! Und der Preisträger für das Gesamtwerk, Roger Schawinski, ist ein leuchtendes Beispiel dafür, wie unabhängiger, intelligenter und mutiger Journalismus auch die Schweiz bereichert.

Andrea Masüger

Präsident Stiftung Zürcher Journalistenpreis

Stiftungsrat

Andrea Masüger (Präsident)

Publizist, Verwaltungsrat Somedia

Marco Boselli

Tamedia

Hannes Britschgi

Ringier

Riccarda Mecklenburg

Dozentin und Publizistin

Daniel Wechlin

Neue Zürcher Zeitung

Geschäftsführung

Yeliz Açiksöz Demirkol

Jury

Hannes Britschgi (Präsident)

Journalist

Stefan von Bergen

Berner Zeitung

Lisa Feldmann

Autorin

Nina Jecker

Basler Zeitung

Christina Neuhaus

Neue Zürcher Zeitung

Hansi Voigt

Journalist

Paula Scheidt

Das Magazin

Die Jury

Hannes Britschgi

(Präsident)



Hannes Britschgi, 1955, aus Obwalden, studierte an der juristischen Fakultät Bern und machte 1984 das Berner Anwaltspatent. Seit über 30 ist er Journalist. Zuerst beim Schweizer Fernsehen: «Karussell»,

«Max», «Kassensturz», «Rundschau». Für seine «Rundschau»-Interviews erhielt er den «Telepreis 1997». 2001 wechselte er als Chefredaktor zum Schweizer Nachrichtenmagazin «FACTS». 2005 übernahm er die Programmleitung von «Ringier TV». 2008 wurde er «SonntagsBlick»-Chefredaktor. Von 2011 bis 2022 leitete er die Ringier Journalistenschule.

Stefan von Bergen



Stefan von Bergen, 1960, in Bern geboren, studierte deutsche Literatur und Geschichte an den Universitäten Bern und Wien, zudem erwarb er das Gymnasiallehrerdiplom. 1990 stieg er nach einer Weltreise

in den Journalismus ein, erst als Lokalredaktor, dann als Kulturredaktor der Berner Zeitung BZ. Ab 2001 baute er den Samstags-Hintergrundteil «Zeitpunkt» der BZ auf, den er leitete. 2002 gewann er den BZ-Preis für Lokaljournalismus (heute: Swiss Press Award) für ein Porträt des Boxers Enrico Scacchia. Seit 2009 schreibt er auch regelmässig für die Schweiz-Seiten von «Die Zeit». 2011 erhielt er den Tamedia-Förderpreis für eine Beitragsreihe über die Lage des Kantons Bern. Daraus erwuchs das Buch «Wie viel Bern braucht die Schweiz?» (Stämpfli-Verlag), das er 2012 als Co-Autor publizierte. Seit 2018 ist er Lead des Tamedia-Journalisten-Netzwerks für Interviews. Heute arbeitet er als Hintergrundredaktor in der fusionierten Redaktion von Berner Zeitung und «Bund» in Bern.

Lisa Feldmann



Lisa Feldmann, geboren 1958 in Plettenberg, hat nach ihrem Studium der Germanistik und Anglistik (Magister) eine journalistische Laufbahn eingeschlagen, die beim «Stern» begann und

rasch Richtung Lifestyle, Mode und Frauenthemen weiterführte. Sie war in der Chefredaktion von «Elle», danach Chefredaktorin der «Cosmopolitan». Anschliessend leitete sie die Special-Redaktion des Magazins der «Süddeutschen Zeitung».

Seit 2002 lebt Lisa Feldmann in der Schweiz und ist inzwischen auch Schweizerin. Ihre journalistischen Stationen hier: Mode-Berichterstattung im Lifestyle-Bund der «Sonntagszeitung», Chefredaktorin der «Annabelle» (2004–2013). Im Sommer 2013 ging sie als Chefredaktorin zu «Interview». Seit Sommer 2015 brachte sie die deutsche Ausgabe der französischen Zeitschrift «L'Officiel» an den Start, die sie als Gründungs-Chefredaktorin für zwei Jahre leitete. Seit Sommer 2017 arbeitet sie an verschiedenen Projekten in der Schweiz – konzipierend, beratend, aber auch als Autorin. 2019 startete sie darüber hinaus eine Podcast-Reihe und den Lifestyle-Blog www.feldmanntrammelt.com, dessen Inhalte sie neuerdings auch in einer Kolumne für den «Blick» aufgreift.

Nina Jecker



Nina Jecker, geboren 1981 in Basel, arbeitet als Redaktorin und Kolumnistin bei der «Basler Zeitung». Zum Journalismus kam sie während des Jurastudiums als freie Mitarbeiterin der «Neuen

Fricktaler Zeitung». Jecker fand grossen Gefallen am Schreiben und entschied sich nach dem Vorlizentiat, eine Auszeit vom Studium zu nehmen und 2006 ein journalistisches Praktikum bei «20 Minuten» in Bern zu absolvieren. Nach einem halben Jahr konnte Jecker als Redaktorin im Team bleiben, weitere drei Jahre später übernahm sie die Leitung der Berner Lokalredaktion von «20 Minuten». Es folgte 2012 ein Wechsel zur «Basler Zeitung», wo Jecker als stellvertretende Leiterin der Lokalredaktion tätig war. Ein Jahr später kam es erneut zum Wechsel zu «20 Minuten», um auf der neuen, konvergenten Redaktion in Zürich als Reporterin im Einsatz zu sein. Seit 2014 ist Jecker erneut in Basel für die «BaZ» tätig, zuerst als Ressortleiterin Lokales, seit der Geburt des ersten Sohnes 2016 als Redaktorin für Gesellschaftsthemen, Gerichtsprozesse und Lokales.

Christina Neuhaus



Christina Neuhaus (1966) ist in Meilen am Zürichsee aufgewachsen und wohnt heute in Zürich und in St. Gallen. Nach einem Deutsch- und Geschichtsstudium an der Universität Zürich machte

sie ihren ersten journalistischen Versuch bei einer Gratiszeitung am Obersee. Dort beschied man ihr, in diesem Metier keine Zukunft zu haben. Danach arbeitete sie bei verschiedenen Lokal- und Regionalzeitungen rund um den Zürichsee. Seit 2001 ist sie bei der «NZZ»: erst als Redaktorin im Ressort Zürich, später als Inlandjournalistin bei der «NZZ am Sonntag» und der «NZZ». Im August 2019 übernahm sie die Redaktion des «NZZ Folios», das unter ihrer Leitung neu konzipiert wurde. Seit November 2020 leitet sie die Inlandredaktion der NZZ.

Hansi Voigt



Hansi Voigt (49) war von Oktober 2007 bis Dezember 2012 Chefredaktor von 20 Minuten Online. In dieser Zeit entwickelte sich das Online-Angebot der Gratiszeitung zum grössten Newsportal

der Schweiz. Vorher war er beim «Beobachter» tätig und davor lange Jahre, unter anderem als Blattmacher, bei der Wirtschaftszeitung «Cash».

2006 wurde Voigt gemeinsam mit Ursula Gabathuler für einen Artikel im «Beobachter» zum Thema Armut mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Im Jahr 2012 wurde er vom Fachmagazin «Schweizer Journalist» zum «Chefredaktor des Jahres» gewählt.

Voigt hat seit seinem Weggang von 20 Minuten Online verschiedene Beratermandate in der Schweiz und in Deutschland angenommen und sieht im digitalen Wandel vor allem viele Chancen für Journalisten und den Journalismus. Er hat 2013 das Newsportal Watson gegründet und gemeinsam mit Peter Wanner, dem Verleger der AZ Medien, lanciert. Nach der dreijährigen Aufbauphase hat er die Geschäftsführung an Michael Wanner übergeben. Er ist nun als Berater tätig.

Paula Scheidt



Paula Scheidt, geboren 1982 in Bremen, ist Redaktorin bei Das Magazin. Sie absolvierte ein Masterstudium in Politikwissenschaft, Volkswirtschaft und Sozialpsychologie an der Universität Zürich. Zwischen Bachelor-

und Masterstudium besuchte sie die Berliner Journalisten-Schule.

Paula Scheidt schrieb als freie Journalistin u. a. für Die Zeit, Die Tageszeitung, Das Magazin und Neon. 2011 bis 2013 leitete sie die Redaktion der Fabrikzeitung für das Kulturzentrum Rote Fabrik. 2013 bis 2014 war sie Redakteurin bei NZZ Campus und bei der Neuen Zürcher Zeitung. Seit 2014 ist sie Reporterin und seit 2018 Redaktorin bei Das Magazin.

Sie erhielt den Deutschen Reporterpreis 2014 in der Kategorie «Bester freier Reporter».

2016 wurde sie mit dem Zürcher Journalistenpreis prämiert. Der Verein Real21 zeichnete sie 2018 mit dem real21-Medienpreis aus.

Als Dozentin ist sie an der Zepplin Universität und an der Schweizer Journalistenschule MAZ tätig.

Der

Preis für das Gesamtwerk 2022

wird

Roger Schawinski

verliehen.

Zürich, 28. Juni 2022

Die Jury:



Hannes Britschgi



Lisa Feldmann



Nina Jecker



Christina Neuhaus



Paula Scheidt



Hansi Voigt



Stefan von Bergen

Preisträger



Roger Schawinski

Roger Schawinski, geboren am 11.6.1945. 1968 Abschluss des Grundstudiums an der HSG. 1969 MBA an der Central Michigan University, 1972 Promotion zum Dr. nat.oec. an der HSG. Ab 1969 Mitarbeit bei der Rundschau des Schweizer Fernsehens. 1973 Konzept für die Sendung Kassensturz, ab 1974 Sendeleiter und Moderator von Kassensturz. 1977–1978 Chefredaktor der Tageszeitung Tat. 1979 Gründung von Radio 24. 1988 Lancierung des Monatsmagazins Bonus 24 (als Beilage des Tages-Anzeigers). 1989 Start des Klassiksenders Opus Radio. 1994 Gründung von Tele Züri mit den Firmenpartnern Ringier und Tamedia. 1995 Verleihung des Tele-Preises. 1998 Start von Tele 24. Verleihung des Gottlieb-Duttweiler-Preises. 2001 Verkauf der Firmengruppe Belcom (u.a. Radio 24) an Tamedia, Einstellung von Tele 24. 2003–2006 Geschäftsführer von Sati. 2008 Start von Radio 1. 2011–2020 wöchentliche Talkshow «Schawinski» beim Schweizer Fernsehen. 2022 Start der Talkshow «Schawinski» auf Blue Zoom (Swisscom).

Laudatio

Laudatio für Roger Schawinski
von *Rainer Stadler*

Wer ist Roger Schawinski? Das weiss doch jeder. Denn der Zürcher Journalist, 1945 geboren, steht schon seit einem halben Jahrhundert auf den hiesigen Medienbühnen. Es ist unmöglich, ihn zu übersehen oder zu überhören. Als ich Ende der siebziger Jahre als Student nach Zürich zog, animierte er mich gar zu einer seltenen Tat: Ich unterschrieb eine Petition, und zwar zugunsten von Radio24. Denn ich fand: Ein Radio zu verbieten, das geht gar nicht. Zehn Jahre später stiess ich zur NZZ-Redaktion, und von da an war Roger Schawinski unzählige Male im Mittelpunkt meiner Berichte und meiner öfters ziemlich kritischen Kommentare.

Wenn ich nun auf sein Wirken zurückschauen, bin ich erneut sehr beeindruckt. Journalisten kommen und gehen, sie sind Eintagsfliegen, die so schnell vergessen sind, wie sie einst auftauchten. Das lärmige Tagesgeschäft verschluckt den Ruhm von gestern. Auch Roger Schawinski schien ein paar Mal dieses Schicksal zu ereilen. Manchmal dachte ich, nun sei die Luft draussen. Doch er tauchte immer wieder mit einem neuen Projekt auf.

Wenn Journalisten aussergewöhnliche Akzente setzen, tun sie das zumeist aus einer sicheren Position heraus. Sie nutzen ein Medienorgan, das andere geschaffen haben. Roger Schawinski jedoch baute sich seine Plattformen selbst. Und das schon in jungen Jahren. Ende der siebziger Jahre tat er das, was den heutigen Journalistinnen und Journalisten angesichts der fundamentalen Umwälzungen auf dem Medienmarkt gerne gepredigt wird: Denkt und handelt unternehmerisch! Roger Schawinski wurde Unternehmer. Mit

34 Jahren. Nach einem einjährigen Intermezzo als Chefreaktor der Migros-Zeitung «Die Tat» gründete er 1979 Radio24, einen amtlich unbewilligten Sender. Privatradios waren verboten.

Er war damals nicht der einzige Radiopirat. Aber er war einer, der den Riecher für erfolgreiche Produkte hatte – wie schon sechs Jahre zuvor, als er fürs Schweizer Fernsehen den «Kassensturz» entwickelte – eine Sendung, die demnächst den 50. Geburtstag feiern kann. Für elektronische Medienangebote ist das fast schon ein ewiges Leben. Auch mit Radio24 hat Roger Schawinski Geschichte geschrieben. Sein Sender war der Speerstoss gegen das Radio- und Fernsehmonopol der SRG. Mit seinem Sender verdiente Roger Schawinski erst noch gutes Geld, damals zum Missfallen journalistischer Leitwölfe und der Gewerkschaften. Kommerzielles, auf die Nachfrage ausgerichtetes Handeln war im Mediensektor verpönter als heute, auch im Bildungsbürgertum.

In den siebziger und achtziger Jahren schuf die technische Entwicklung die Voraussetzungen für eine Pluralisierung der elektronischen Medien. Eine Liberalisierung des Radio- und Fernsehsegments war absehbar. Roger Schawinski hat nicht alles allein erfunden, nein, aber er erkannte die Trends und kam zur richtigen Zeit mit der richtigen Idee. Und er hatte den starken Willen, eine Idee, an die er glaubte, gegen alle Widerstände durchzusetzen. «You can get it, if you really want», der Song des Reggae-Musikers Jimmy Cliff, wurde zu seinem Leitspruch. Seine Begeisterungsfähigkeit, die seine Mitkämpfer und Angestellten ansteckte, half dabei, die zahlreichen Rückschläge auszuhalten und zu überwinden.

So gelang es Roger Schawinski, Pflöcke einzuschlagen, die stehen blieben, auch nachdem er weitergezogen ist. Nicht nur der «Kassensturz» und Radio24, auch das von ihm durch alle Schwierigkeiten hinweg durchgeboxte Tele Züri ist zu einem festen Teil des hiesigen Medienangebots geworden. Mit dem Programmkonzept von Tele Züri schuf er die Vorlage für die anderen Regionalsender. Sein «Talk täglich» und der «Sonntalk» wurden zu einem Markenzeichen. Die Knappheit der ihm zur Verfügung stehenden Mittel machte ihn erfinderisch. Der SRG führte er vor, dass man mit weniger Aufwand ebenfalls Journalismus realisieren kann. Er schickte Videojournalisten als Einmannteams auf die

Piste. Diese Praxis, inzwischen erweitert durch die Smartphone-Reporter, ist heute selbstverständlich geworden.

Roger Schawinski wollte weitere Akzente setzen, er wollte die regionale Vorherrschaft der Verleger in Graubünden und im Aargau mit eigenen Lokalradios aufbrechen. Doch er scheiterte am Widerstand der Etablierten; ebenso mit seinem Versuch, ein Klassikradio einzuführen. Mit Tele24, einer Fortsetzung von Tele Züri auf sprachregionaler Ebene, überschätzte er die wirtschaftlichen Möglichkeiten. Roger Schawinski hatte mehr Ideen, als er realisieren konnte. Hindernisse sind für ihn eine Ermunterung. Das zeigte er jüngst wieder, als er gegen den Willen der Branche den Abschied vom UKW-Radio ausbremste. Das war nicht gerade innovativ, aber es zeugt von seiner Durchsetzungskraft.

Im Radio- und Fernsehsektor spielte Roger Schawinski eine prägende Rolle. Doch er weiss nicht nur mit Mikrofon und Kamera, sondern auch mit der Feder umzugehen. In der «Sonntags-Zeitung» und im Branchenmagazin «Persönlich» formulierte er knackige Kolumnen. In seinen Kommentaren nahm er nicht zuletzt die hiesigen Medienakteure aufs Korn; manchmal ätzend und manchmal mit Schlagseite legte er deren Widersprüche und Schwächen offen. Beim Schreiben hat er eine leichte Hand und entsprechend schnell brachte er fast ein Dutzend Bücher auf den Markt. Auch hier hatte er die Nase im Wind, etwa mit seiner Schrift über Verschwörungsphantasten und über die No-Billag-Initiative – ein Journalist durch und durch, der alle medialen Kanäle zu nutzen weiss. Damit nahm er früh vorweg, was im heutigen digitalen Journalismus zum Standard geworden ist: die Synergie von Text, Bild und Ton.

Vor ein paar Jahren war ich Gast im «Doppelpunkt» von Radio 1. Roger Schawinski bombardierte mich – wie er es immer tut – mit Fragen und Bemerkungen. Während der Gesprächspause schien er hinter dem Mischpult beinahe zu tänzeln. Er freute sich wie ein Kind, Herr der Schalthebel zu sein und einen Studiogast gleich weiterhin ausquetschen zu können. Und das nach Hunderten von Interviews, die er in seinem Leben geführt hat. Kein Anzeichen von Langeweile. Die häufigen Altersgebresten langjähriger Journalisten – Abgebrühtheit, Erschöpfung ob des dauernden Kampfs um Klicks und Einschaltquoten,

Desillusion nach der hundertsten Betriebsreform und der tausendsten Aufregung, latenter Zynismus – diese Beschwerden plagten ihn nicht.

Begeisterungsfähigkeit, Neugierde, Lust an der brennenden Aktualität – und, ja, sicher auch der Drang zum Scheinwerferlicht prägen Roger Schawinskis Berufsleben. Er wirft sich ins Wortgefecht, gerne vor einem Mikrofon, live und ohne Fallnetz. Entsprechend ist er zuweilen abgestürzt. Einige Duelle sind in Erinnerung geblieben, weil sie mit Blessuren endeten. Etwa die Talkshows mit Andreas Thiel, Roger Köppel, Markus Somm oder Salomé Balthus. Einmal warf er ein Buch durchs Studio, und ein anderes Mal reizte er Ueli Maurer derart, dass dieser mitten in der Sendung davonlief. Da endete Roger Schawinskis Idee, mit Provokationen seine Gäste aus der Reserve zu locken und dabei das Publikum durch scharfe Rede und Widerrede aufzuklären, in einer verbalen Rauferei. Seine mit Kommentaren vollgepackten Fragen und Zwischenbemerkungen, die manchmal länger dauern, als die Gäste Zeit zum Antworten haben, sind legendär geworden. Als Zuschauer oder Zuhörer rief ich manchmal still: Gib endlich Ruhe und lass sie ausreden! Die Gefahr, gepiesackt zu werden, hält jedoch wenige davon ab, eine Einladung abzusagen. Denn sowohl Gast wie Gastgeber wissen: Im Kampf um Aufmerksamkeit gewinnt, wer die PPP-Regel beachtet: Prominenz, Provokation plus Phonstärke.

Die öffentlichen Aufregungen über – sagen wir – schwierige Interviews lassen indessen die weniger spektakulären Gespräche vergessen, die Roger Schawinski hundertfach geführt hat und die dem Publikum ein breites Spektrum an Meinungen und Ansichten vermittelten. Roger Schawinski hielt sich nie an eine thematische und personell einengende Unterscheidung von Ernst und Unterhaltung. Seine Gästeliste reicht von Christoph Blocher bis Uriella. Oft gelingt es ihm, das Wichtige mit dem Interessanten zu verbinden. Und manchmal eben nicht. So sind seine Talkshows auch zu einem Zeitspiegel geworden.

Sein Temperament, seine Berufsfreude und sein Tatendrang machen Roger Schawinski zu einem journalistischen Vorbild.

Für sein wahrlich weitreichendes Gesamtwerk erhält er den Zürcher Journalistenpreis. Ich gratuliere herzlich und wünsche ihm weiterhin viel Erfolg.

Weil es so üblich ist, ist es so gefährlich

Die Tat, 1977

Von *Roger Schawinski*

Aktionäre sind die Besitzer ihrer Firma. In ihrem Auftrag führt das Management die Geschäfte. Wenn die Direktion oder der Verwaltungsrat versagen, sollen sie zur Rechenschaft gezogen werden. Von den Aktionären, an der Generalversammlung. So will es unser Aktienrecht.

Heute bemüht sich die Rekordzahl von 4000 SKA-Aktionären nach Zürich. Doch auf eine faire Information und eine frei geführte Diskussion werden sie verzichten müssen.

«Es ist üblich, dass man das so macht», erläuterte mir gestern Gustav Däniker vom Public-Relations-Büro Farner.

Däniker muss es wissen. Er hat schon Hunderte von Generalversammlungen für das Management und gegen Aktionäre vorbereitet.

Für ihn ist es selbstverständlich, dass man die Fragesteller im Publikum platziert. Dass man im geeigneten Zeitpunkt nach einer Redezeitbeschränkung verlangen lässt. Dass man Ergebnisadressen auf Abruf bereithält.

So beeindruckt man die Aktionäre. So beschneidet man ihre Rechte. So macht man das Ganze zur Farce.

Noch wurde nicht der ganze SKAndal enthüllt. Die Untersuchungen in Chiasso sollen auch deshalb so stockend vorwärtsgehen, weil im März dieses Jahres angeblich viele Dokumente beiseitegeschafft wurden.

Das wird man an der GV nicht erfahren. Man wird darauf hinweisen, dass die Untersuchungskommission ihre Tätigkeit noch nicht abgeschlossen hat. Weil alles so furchtbar kompliziert sei. Und man wird vertrösten. Viele Fragen werden erst gar nicht gestellt. Dafür sorgt die bewährte Däniker-GV-Show.

Mich bedrückt das alles. Auf diese Weise wird die Aktiengesellschaft pervertiert. Und zwar von Leuten, die sich zu den Beschützern unseres Systems aufschwingen.

Uns allen nimmt man etwas Entscheidendes: Freiheit und Verantwortung.

Lieber Christoph Blocher

Weltwoche, Mailbox, 24. April 2003

Von *Roger Schawinski*

Ich schreibe Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Filzologe, der sich in diesem noch recht neuen Fachbereich seitenlang zu profilieren versucht. Frage: Wie nennt man das, wenn ein mehrfacher Milliardär all seine gewaltigen politischen Hebel nutzt, um seine Steuern massiv zu senken? Selbstverfilzung? Oder Filzfilz? Und wird dieser Filzfilz als die reinste aller Filzwucherungen bezeichnet?

Ich weiss, dass Sie es aus tiefstem Herzen hassen, dem Staat Geld abzuliefern. Als erfolgreicher Unternehmer trauen Sie es den trägen Beamten nicht zu, das im Schweisse Ihres Angesichts (!) verdiente Geld sinnvoll auszugeben. Um den Schaden möglichst klein zu halten, brauchen Sie eine Strategie, und die geht so: Wenn die Steuern massiv gesenkt werden, wird die Wirtschaft angekurbelt, und alle profitieren. Mit diesem simplen Kampftrick versuchen Sie im Herbst auch die nächsten Wahlen zu gewinnen, und vermutlich haben Sie damit leider Erfolg.

Doch ich glaube, dass dies bestenfalls die halbe Wahrheit ist. Wie Ihr grosses Vorbild Ronald Reagan wollen Sie mit unsinnig grossen Steuersenkungen vor allem die Staatsdefizite ins Gigantische wachsen lassen. Die unausweichliche Folge davon ist, dass der Sozialstaat nicht mehr finanzierbar wird. In der so kreierte ganz grossen Finanzkrise müssen Sozialprogramme in einem Ausmass beschnitten werden, wie es sonst politisch nicht möglich wäre.

Dann werden Sie jubeln. Der Plan hat funktioniert, und Sie profitieren doppelt: Erstens bleibt mehr in Ihrer privaten Kasse, und zweitens haben Sie endlich den Nachtwächterstaat, den Sie sich aus ideologischen Gründen so sehnlichst wünschen.

Mit jedem Wahlsieg kommen Sie Ihrem Ziel näher, glauben Sie. Aber da gibt es, lieber Christoph Blocher, ein klitzekleines Problem. Ihre SVP-Regierungsmitglieder sind nicht alles durchwegs Milliardäre. Und einmal im Amt, beginnen sie logisch zu denken und nehmen ihre neue Verantwortung ernst. Und dann machen oder stützen sie eine Finanzpolitik, die staatspolitisch sinnvoll ist und die etwa auf der Linie der Verliererpartei FDP liegt. Ihre nominellen Siege verpuffen also auf der

Ebene der politischen Umsetzung. Die SVP wird bestenfalls ein virtueller Winner.

Das empfinde ich als tröstlich. Ihre beiden grossen Hoffnungen werden sich daher kaum erfüllen. Denn auch der Filzfilz stösst irgendwo an seine Grenzen.

Mit freundlichen Grüssen

Roger Schawinski

Ihr Monopolisten: Jetzt kommt die Stunde der Wahrheit

Persönlich, Schlusspunkt, 2007/10

Von Roger Schawinski

Frage: Gibt es eine grössere Pervertierung der Marktwirtschaft als das Monopol?

Im Prinzip nein. Doch die Schweizer Medienpolitik lehrt uns anderes. Sie erfand das Monster des privaten regionalen Monopols, das zusätzlich staatlich subventioniert wird. Und das in einem besonders sensitiven Bereich: demjenigen der Meinungsvielfalt bzw. der verhinderten Meinungsvielfalt.

Nehmen wir als Beispiel den Kanton Graubünden. Der auf wundersame Weise vom Journalisten zum Verleger mutierte Hanspeter Lebrument komplettierte sein regionales Monopol Stück um Stück und überall finanziert der Staat den Ausbau mit, entweder über Posttaxen oder Splitting-Gebühren. Es war nicht die Liebe zu Radio und TV, die ihn zu diesen Aktivitäten trieb, sondern es war eine reine Usurpationsstrategie. Dies gelang ihm dank seiner absoluten Kernkompetenz. Nein, das ist nicht das Journalistische, und es ist auch nicht das Unternehmerische. Lebrument brilliert vor allem als Lobbyist in Bern, wo er seit Jahren als bemitleidenswerter Bergbauer mit dem Klingelbeutel lärmt, um sich so immer weitere Bundesmillionen zu sichern. Darauf ist er auch besonders stolz! «Ihr Zürcher habt im Lobbying eben sträflich versagt», erklärte er mir mehrfach lächelnd. Aber womöglich ist Lobbying nur ein Teil seiner Finanzierungsmethode. Zurzeit läuft ein Verfahren gegen Lebruments Firmen. Sie sollen sich auf unlautere Weise zusätzliche Splittinggelder gesichert haben – um sechs- oder gar siebenstelligen Bereich, heisst es.

Bisher waren seine Story und sein Approach schlicht unschlagbar. So erhält die Region Südostschweiz neu – zum Teil aufgrund der Geografie und der Mehrsprachigkeit – die mit Abstand höchsten staatlichen Beträge des Landes: 2'227'712 Franken fürs Radio und 2'910'091 Franken fürs Fernsehen, das sind also mehr als fünf Millionen. Dieser Erfolg ist auch das Resultat der rein opportunistischen Medienpolitik der Schweizer Verleger (Präsident: Lebrument), mit der man der SRG das unzeitgemässe Gebührenmonopol auf

nationaler Ebene sichern half, um sich im Gegenzug mehr staatliche Unterstützung für die eigenen regionalen Monopole zu krallen.

So weit, so schlecht. Doch da gibt es ein klitzekleines Problem. So heisst es in Artikel 4 der gerade laufenden Ausschreibung für Radio und Fernsehen: «Sind am Schluss mehrere Bewerbungen als weitgehend gleichwertig zu betrachten, so ist jene Bewerbung zu bevorzugen, welche die Meinungs- und Angebotsvielfalt am meisten bereichert.» Damit ist die Meinungs- und Angebotsvielfalt klar als eines der wichtigen Vergabekriterien des neuen Gesetzes postuliert – und in diesem Bereich hast du nun, lieber Hanspeter Lebrument, ganz, ganz schlechte Karten. Oder du, mein lieber Peter Wanner, mit deinem Rundum-Monopol im Aargau. Oder ihr von der Tamedia mit eurem Fast-Monopol in Bern. Bald kommt die Stunde der Wahrheit. Der erschreckend schnelle Konzentrationsprozess der Schweizer Medien kann – nein, muss, denn so steht es im Gesetz – durch das Bakom via Radio und Fernsehen abgebaut werden. Dazu braucht es bloss einige mutige Unternehmer und ausgewiesene Journalisten, die sich nicht scheuen, gegen die unzimperlichen Regionalfürsten anzutreten. Sie sollen seriöse, gut finanzierte Eingaben machen, damit nicht weiterhin in wichtigen Teilen der Schweiz Verhältnisse herrschen, wie sie ein Erich Honecker so schätzte. Das Bakom und Bundesrat Leuenberger werden dann gar nicht gegen diese neuen Bewerber entscheiden können. Denn um Programme von der Qualität von Radio Grischa oder Radio Argovia herzustellen, braucht es wahrlich keine publizistischen Giganten. Aber natürlich darf man einen Hanspeter Lebrument (Peter Wanner, Tamedia) niemals unterschätzen. Sie werden jammern, klagen, auf Vorinvestitionen und Gewohnheitsrecht hinweisen, Regierungs- und Parlamentsvertreter instrumentalisieren – eben das ganze Arsenal ihres bewährten Lobbyisten-Trommelfeuers einsetzen. Aber ich hoffe, dass sie sich für einmal nicht durchsetzen werden. Es wäre ein Armutszeugnis für die Medienpolitik in unserem Land. Schlimmer noch: Es wäre die definitive Kapitulation.

Moritz Leuenberger forever

Sonntagszeitung, 6. Dezember 2009

Von Roger Schawinski

Dass Moritz Leuenberger nach schlappen 16 (!) Amtsjahren ein drittes Mal Bundespräsident werden möchte, wirft ein Schlaglicht auf einen arg vernachlässigten Aspekt der Schweizer Politik. Während jede Bundesratswahl monatelang kommentiert wird, finden die Mechanismen von Bundesratsrücktritten kaum Erwähnung. Das gilt es endlich zu korrigieren.

Wenn ein FDP-Bundesrat sein Amt abgibt, fällt er jeweils ganz, ganz weich. Kurz darauf sitzt er in lukrativen Verwaltungsräten oder wird Präsident der UBS. Pascal Couchepin durfte sich auf sein welsches Wirtschaftsnetzwerk verlassen. Nicht viel anders ist es bei der CVP. Ruth Metzler war sehr leicht vermittelbar, etwas harziger lief es für Joseph Deiss. Dölf Ogi von der SVP steigerte sich mit seinen legendären Worthülsen dank eines fetten Spesenfonds vom nationalen zum globalen Prediger für das Allheilmittel Sport. Und Milliardär Christoph Blocher kann sich alles kaufen, was sein Herz begehrt, das heisst mit Ausnahme jenes einen Sessels, auf dem er so unendlich gerne das Land regierte.

nicht darauf wetten. Sie würden sich besser darüber ernsthaft Gedanken machen, welche Angebote man diesem vielseitig begabten SP-Mann vorlegen kann, die sowohl seinem Ego als auch seinem Portemonnaie schmeicheln. Denn solange das Gleichheitsprinzip für linke Alt-Bundesräte nicht durchgesetzt ist, bleiben sie eben möglichst lange im Bundeshaus sitzen. Ätsch!

Es gibt allerdings Hoffnung, und zwar durch das gelebte Beispiel einer sozial verträglichen Weiterverwertung ausgemusterter SP-Spitzenleute. Und vielleicht wird ja Ringier dieses erprobte Gerhard-Schröder-rundum-Wohlfühlpaket bald auch handverlesenen linken Schweizer Politpensionären anbieten.

«Dölf Ogi steigerte
sich zum
globalen Prediger
für das
Allheilmittel Sport»

Da haben es die SPler viel schwerer. Otto Stich zog sich verschnupft ins Schwarzbubenland zurück, wo er seit Jahren schlecht gelaunte Interviews absondert. Zwar sind in der Regierung die Vertreter aller Parteien auf Augenhöhe, doch später fallen die SP-Leute regelmässig in ein schwarzes Loch. Deshalb ist das Verhalten von Moritz Leuenberger absolut nachvollziehbar. Ohne Aussicht auf attraktive und lukrative Jobs für das Leben danach bleibt er eben so lange in Bern, wie es irgendwie geht. Und daher sollten alle, die seit Jahren seinen Rücktritt fordern,

Von Narzisst zu Narzisst

Die Welt, 1. Juli 2017

Ist er's oder ist er's nicht? Roger Schawinski machte den Lackmustest per Telefon

Von Roger Schawinski

Vor kurzem rief ich Stefan Aust an. Nach einer launigen Begrüssung präsentierte mir Stefan im üblichen, rekordverdächtigen Tempo seine fantastische persönliche und finanzielle Befindlichkeit. Danach endlich konnte ich ihm den Grund meines Telefonats mitteilen: «Stefan ich habe ein Buch über uns zwei geschrieben.» «Da bin ich aber gespannt», antwortete er. «Es ist ein Buch über Narzissten», sagte ich. «Nein, mein Lieber», schoss es aus ihm heraus. «Wir zwei sind doch keine Narzissten. Das sind andere.» Irgendwann gelang es mir seinen anschliessenden Redefluss zu unterbrechen. «Stefan, eine Eigenschaft des Narzissmus ist, dass man ihn bei allen anderen erkennt, nur nicht bei sich selbst. Und je weiter man sich auf der Narzissmuskala befindet, desto stärker liegen Selbst- und Fremdeinschätzung auseinander.»

Nun war er definitiv hellwach – Narzissmus interessierte ihn gewaltig. Das war für mich der so sehnlichst erwartete Lackmustest. Denn keiner in der ganzen Branche hat einen besseren Riecher für heisse Storys als Stefan Aust, und dies über Jahrzehnte hinweg. Und keiner liefert dazu die knackigere Zeile, das stärkere Titelbild. Und dass er sich diese Fähigkeit bewahren konnte, ist vielleicht das grösste Kompliment, das man ihm machen kann.

Ich habe Stefan Aust in meiner damaligen Funktion als Geschäftsführer von Sat.1 kennengelernt, und ihn von der ersten Minute an als die anregendste, spannendste Persönlichkeit erlebt, die ich, der eingeflogene Schweizer, in der deutschen Medienszene treffen durfte. Und dabei fiel mir bald auf, dass der gefeierte Spiegel-Macher im Herzen ein Fernsehmann ist, ein Medium das er ebenso inniglich liebt wie ich. Fernsehen löst bei ihm eine besondere Leidenschaft aus. Als seine Chefs beim Spiegel entschieden, den von ihm gegründeten TV-Sender XXP zu verscherbeln, muss dies deshalb für ihn ein besonderer Schlag gewesen sein.

Doch Stefan ist ein Glückskind. Sein Rauswurf beim Spiegel erwies sich im Nachhinein

als Chance, sich neu zu erfinden. Und eine weitere tolle Laune des Schicksals waren die wiederholten Absagen der Verleger für sein Magazin-Projekt, denn in der sich bald darauf exponentiell verschärften Position der gedruckten Medien hätte ein neues Produkt kaum bestehen können. Dieser zweite Rückschlag ermöglichte es ihm erst, mit seinem Einstieg bei N24 und dem anschliessenden Verkauf an Springer seinen ganz grossen Wunsch zu erfüllen: nämlich endlich doch noch reich zu werden. Aber Stefan wäre nicht Stefan, wenn er sich damit zu seinen Pferden zurückgezogen hätte, sondern hat als Chef der Welt-Gruppe einen fulminanten Neustart gewagt. Und beim Fernsehen ist er mit N24 auch wieder. Kein Hauch von Müdigkeit, keine Spur von langweiliger Altersweisheit. Im Gegenteil. Er ist weiterhin neugierig auf die nächste heisse Story, den nächsten Knaller. Wenn der oft leichthin dahingeworfene Spruch «70 ist das neue 50» auf jemanden zutrifft, dann ist das sicher er. Und Stefan, so von Narzisst zu Narzisst, und dies ganz im Vertrauen: Du hast so unglaublich viel erreicht und musst deshalb mit 70 nicht weiterhin laufend versuchen, Dich immer wieder selbst zu übertreffen. Atme tief durch, sogar wenn Du während des Tages für einmal nicht permanent für Deine einmalige Grossartigkeit gelobt wurdest. Dies ist kein Grund, um sich in Depressionen zu stürzen. Wir alle wissen, wie gut Du bist.

Endlich Nägel mit Köpfen machen

Persönlich, 2018/03

Von Roger Schawinski

Es gab tatsächlich ein Argument der No-Billag-Leute, das den Zeitgeist traf: nämlich, dass man nicht weiter gewillt sei, für Medien zu bezahlen, die man selbst nicht nutzt. Daran sollte man anknüpfen. Denn jetzt, da sich der emotional aufgeheizte Pulverdampf der letzten Monate verzogen hat, ist es angebracht, die durch No Billag entfachte Diskussion in rationale Bahnen zu lenken, um zu zukunftssträchtigen Lösungen zu gelangen.

Dabei ist vom rechtlichen Status quo auszugehen. Also: Die Gebühren für die SRG und die hoch subventionierten privaten Stationen sind ab 2019 bei 1,2 Milliarden Franken gedeckelt. Noch nicht definitiv geklärt aber ist die Frage, wie diese Gelder in Zukunft zu verteilen sind. Es scheint leider, dass das bisherige System perpetuiert werden soll. Dies halte ich für falsch und gefährlich, weil es die an die SRG gerichtete Kritik nicht berücksichtigt. Die Folge könnte eine weitere Initiative sein, die weniger radikal, dafür aber erfolgsträchtiger formuliert sein könnte und die die SRG mit ihren Aufgaben in allen Sprachregionen gefährden könnte.

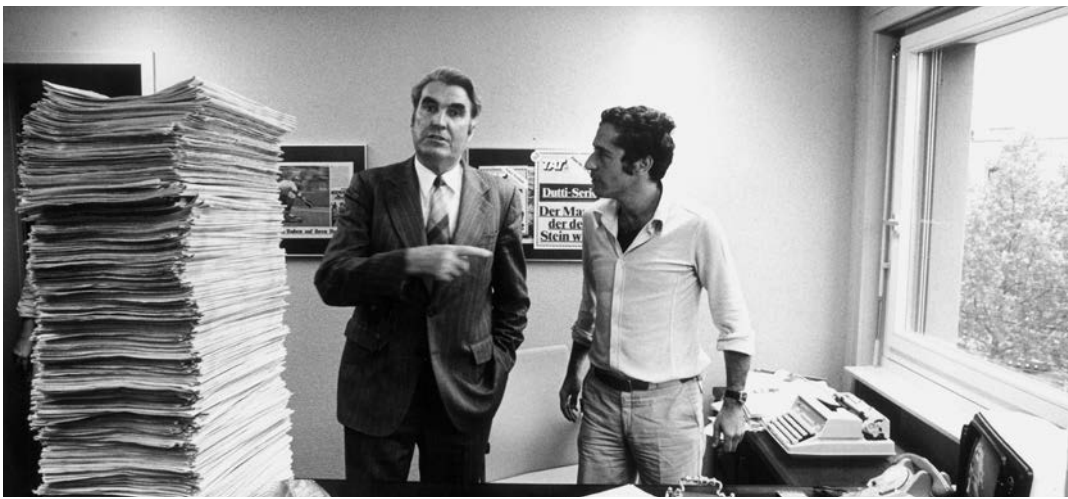
Das Ziel eines neuen, modernen Ansatzes sollte folgendes sein: Es gilt, gleichzeitig die Legitimität der SRG zu stärken, den Leistungs- und Kostendruck auf sie zu verstärken, private Anbieter zu stützen und das Anliegen vieler Bürger nach einer direkten Einflussnahme über die Verfügung ihrer Zwangsgebühren zu ermöglichen. Dazu habe ich einen konkreten Vorschlag erarbeitet, den ich vor über einem Jahrzehnt erstmals vorgebracht habe und der damals überhaupt kein Echo auslöste. Aber die Zeiten haben sich radikal geändert, wie wir in den letzten Monaten erfahren haben. Und unter diesen neuen Auspizien ist mein Konzept wohl aktueller denn je.

Nun denn: Bei meinem Plan würden in Zukunft alle weiterhin ihre 365 Franken im Jahr abliefern. Aber der automatische Verteilschlüssel mit über 90 Prozent für die SRG und dem Rest an die vom Bakom bestimmten und alimentierten Regionalstationen würde abgelöst. Neu würden nur noch 60 Prozent der Gebühren automatisch an die SRG gehen. Über die Verwendung der restlichen 40 Prozent könnte jeder Bezahler

entscheiden, und zwar aufgrund eines neben der SRG vorgelegten Angebots von privaten Schweizer Stationen, die eine Konzession besitzen, mit der sie sich zur Erbringung von klar definierten Service-public-Leistungen verpflichten. Dieses System weist mehrere Vorteile zugleich auf: Erstens ist es mit den heutigen technischen Mitteln leicht umsetzbar. So könnte man die frei verfügbaren 40 Prozent in vier 10-Prozent-Kästchen einzelnen Sendern zukommen lassen. Zweitens würden sowohl die SRG als auch die privaten Anbieter für die Qualität ihres Angebots belohnt. Drittens wäre der Gebührenzahler erstmals im «driver's seat», was seinen Furor gegen die übermächtige SRG massiv eindämmen würde. Und viertens wäre der Service-public-Charakter der SRG nicht grundsätzlich gefährdet. Gemäss diesem Konzept kann jemand seine ganzen 100 Prozent der SRG zukommen lassen, wenn er sie so toll findet. Jemand anders kann seine 40 Prozent mehreren privaten Radio- und TV-Stationen zuteilen oder auch alles seinem privaten Lieblingssender.

Dieser Ansatz wäre ein Schritt in eine lebendige, duale Medienlandschaft, in der auch die in neuer Weise geforderte SRG im Rahmen ihrer Konzession möglichst optimale Leistungen erbringen muss, um sich einen möglichst hohen Anteil der Gebühreneinnahmen zu sichern. Dies würde andererseits viel politischen Druck von ihr nehmen, weil die Gebührenzahler erstmals in der Lage wären, zumindest teilweise zu entscheiden, für welche Angebote ihr Geld verwendet wird.

Ich hoffe, dass im Rahmen des neuen Mediengesetzes, das zurzeit diskutiert werden soll, erstmals über den Tellerrand hinausgeblickt wird, um sich auch innovativen, modernen Ansätzen zu öffnen. Mein Vorschlag könnte dabei einen effektiven Beitrag leisten. Denn merke: Die SRG hat zwei Streifschüsse überlebt. Wenn man jetzt das System nicht den Bedürfnissen der heutigen Zeit anpasst, ist die Chance, dass sie es auch ein drittes Mal schaffen würde, eher bescheiden einzuschätzen.



Roger Schawinski mit Pierre Arnold (Chef Migros-Genossenschafts-Bund)

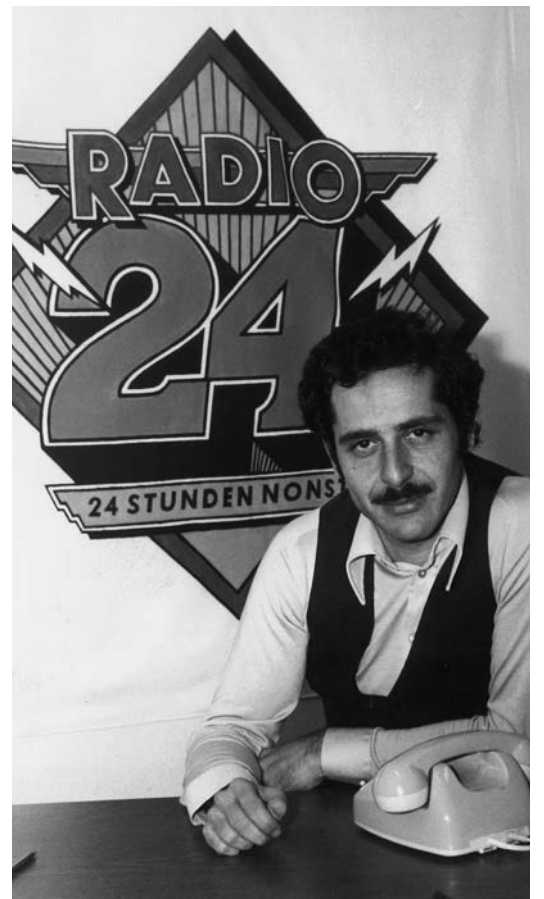
© Ruedi Staub



© Axel Schmidt, action press



© Axel Schmidt, action press



Neuer Schliessungsbefehl für Radio 24

Unser Bild zeigt Roger Schawinsky, Chef von Radio 24, das am Samstag von den italienischen Behörden neuerdings einen Schliessungsbefehl erhalten hat.

BILD + NEWS Photoservice Zürich
4. Oktober 1980 2220



Der

Zürcher Journalistenpreis 2022

wird

Yves Demuth

für seinen Artikel

Akte Bühle – Zwangsarbeit in der Spinnerei

erschienen im Beobachter vom 27. August 2021

verliehen.

Zürich, 28. Juni 2022

Die Jury:



Hannes Britschgi



Lisa Feldmann



Nina Jecker



Christina Neuhaus



Paula Scheidt



Hansi Voigt



Stefan von Bergen

Preisträger



Yves Demuth

Yves Demuth ist 1981 in Baden geboren und hat Zeitgeschichte, Volkswirtschaft und Politologie in Fribourg und Bern studiert. Seinen ersten richtigen Job erhielt er 2007 als Wirtschaftsjournalist im Gründungsteam der «Schweiz am Sonntag» von CH Media. 2012 folgte das Konsumentenmagazin «Saldo», 2017 der «Beobachter». In Berlin mit dem Verbraucherjournalistenpreis ausgezeichnet worden. Er lebt mit seiner Partnerin und seinem Sohn in Zürich.

Hier können Sie den Artikel hören:



Laudatio

Laudatio für Yves Demuth
von *Paula Scheidt*

Es waren ihre Hände, die Elfriede Steiger zum Verhängnis wurden. Für die Arbeit am Spinnrad braucht es flinke, zarte Mädchenhände. Und die hatte sie. Stundenlang musste sie am Spinnrad in der Fabrik den Spulen hinterherrennen und gerissene Fäden wieder einfädeln. Es war eine anstrengende, monotone Arbeit und es war heiss und stickig in der Halle. Freizeit hatte Elfriede Steiger keine. Und einen Lohn gab es auch nicht. Wer abhaute, wurde von der Polizei geschnappt und zurückgebracht.

So beschreibt Yves Demuth in seiner Reportage «Akte Bührle: Zwangsarbeit in der Spinnerei» die Jugend von Elfriede Steiger. Dem einst fremdplatzierten Mädchen, der heute 85jährigen Zeitzeugin, die von den Fürsorgebehörden und dem Waffenlieferanten Emil Bührle als billige Arbeitskraft ausgenutzt wurde. Und zwar in der Schweiz im Jahr 1954, als Zwangsarbeit längst verboten war.

Springen wir in die Gegenwart. 2021 war das Jahr, in dem Zürich den Erweiterungsbau des Kunsthauses eröffnet hat. Die Bührle-Sammlung, mit atemberaubend schönen impressionistischen Gemälden. Es war auch das Jahr, indem wir die notwendige Diskussion über die Rechtmässigkeit des Erwerbs dieser Bilder geführt haben. Wie soll eine Stadt damit umgehen, wenn Kunstwerke in einem öffentlichen Museum mit Waffenlieferungen an die Nazis finanziert wurden? Müssen einzelne Bilder jüdischen Vorbesitzerinnen zurückgegeben werden, weil sie in einer Notsituation verkauft worden sind? Hat die Stadt genug für Gerechtigkeit und Transparenz getan? Diese Fragen beschäftigten uns.

Was dabei fast vergessen ging: Es gibt Menschen wie Elfriede Steiger, die den unmoralischen und illegalen Machenschaften des Emil Bührle selbst mit Leib und Seele ausgeliefert waren. In der Reportage von Yves Demuth schildert die Zeitzeugin ihr Schicksal stellvertretend für hunderte von Mädchen, die zwischen 1941 und 1968 in der Ostschweizer Fabrik arbeiteten. Arbeiten mussten.

Unserem Preisträger ist das gelungen, was man einen Scoop nennt. Eine Veröffentlichung, die Wellen schlägt, weil sie bisher unbekannte Informationen enthüllt. Wir mussten lernen, dass staatliche Behörden die Zwangsarbeit gebilligt und sogar gefördert haben. Mit bemerkenswerter Souveränität und grosser Empathie führt Yves Demuth uns durch seine komplexe und umfangreiche Recherche.

Er hat nicht nur eine der letzten Zeitzeuginen ausfindig gemacht. Er hat auch Akten aus vier verschiedenen Archiven gesichtet und ausgewertet. Und er hat eine klare, und erschütternde Geschichte mit grosser politischer Relevanz aufgeschrieben. Wir werden beim Lesen klüger, und das auch mit dem Herzen.

Dafür verdient Yves Demuth den Zürcher Journalistenpreis.

Herzliche Gratulation!

Akte Bührle – Zwangsarbeit in der Spinnerei

Erschienen am 27. August 2021

Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten Hunderte Mädchen in einer Fabrik des Industriellen Emil Bührle arbeiten. Fürsorgeämter zwangen sie dazu. Eine unrühmliche Rolle spielte die Stadt Zürich.

Von Yves Demuth

Es ist kalt an diesem Freitagmorgen im März 1954. Auf dem Perron am Zürcher Hauptbahnhof nähert sich Elfriede Steiger dem Zug, der sie ins Toggenburg bringen soll. Neben ihr schreitet eine Fürsorgebeamtin der Stadt Zürich. «Für den Moment sträubte sich Elfriede», wird sie später in der Fürsorgeakte vermerken.

Die nächsten 16 Monate wird Elfriede Steiger in einer Art Arbeitslager für minderjährige Mädchen verbringen. Es gehört Emil G. Bührle, dem Zürcher Industriellen, der auch dank Waffenlieferungen an die Nazis zum reichsten Schweizer aufgestiegen ist.

Bührle gilt heute als Kanonenkönig und Kunstsammler. Dass er im Toggenburg eine Spinnerei betrieb und dass dort in den Nachkriegsjahren Hunderte Mädchen gegen ihren Willen interniert wurden, war bis heute unbekannt.

Keine Forschungsarbeit hat die Zusammenarbeit zwischen unzähligen Fürsorgebehörden und dem Mädchenheim des Emil Bührle je untersucht. Keine Historikerin hat den fürsorglich-industriellen Komplex je ausgeleuchtet. Die Zwangsarbeit für Emil Bührle wäre vergessen geblieben. Wenn die Zeitzeugin Elfriede Steiger nicht wäre.

Hinter ihrem Schicksal verbirgt sich ein System, das der Beobachter anhand von Akten aus vier Archiven rekonstruiert hat. Diese Geschichte zeigt in drei Kapiteln, dass viele Helferinnen und Helfer diese Ausbeutung guthiessen. Sie beginnt Anfang März 1954 in Genf-Carouge.

1. Der Mädchenhandel

Elfriede Steiger sitzt in ihrer Dienstmädchenkammer an der Rue Vautier. Sie ist vor wenigen Wochen 18 geworden. Das aufgezwungene Dasein als Dienstmädchen beelendet sie. Sie will weg. Eine Lehre machen. Freundinnen treffen. Die Kleider tragen, die ihr gefallen. Das Zürcher

Wohlfahrtsamt hatte sie als Baby fremdplatziert, weil ihre Mutter arm und ihr Vater Alkoholiker war. Einen Vormund brauchte es nicht dazu.

Als Elfriede Steiger kündigen will, meldet das ihre Genfer Herrin umgehend nach Zürich. Die Fürsorge solle ein anderes Mädchen schicken – und zwar zu den gleichen Konditionen: 80 Franken Lohn pro Monat – das wären heute 350. «Einfach, arbeitsam und angenehm» solle das Dienstmädchen sein.

Das Fürsorge-Inspektorat 2 an der Zürcher Selnaustrasse 18 fackelt nicht lange: 24 Stunden später sitzt Elfriede Steiger im Zug, der sie ins Bührle-Mädchenheim bringt. Die Fürsorgebeamtin hat schnell entschieden – per Aktennotiz, ohne Rekursmöglichkeit.

«Mädchen hat sehr harten Kopf, lässt sich nichts sagen, ist sehr gefährdet. [...] Gehört im Grunde nicht mehr in eine Stelle», heisst es in der Fürsorgeakte. «Es hat den Anschein, dass es sich wohler fühlt bei gleichmässiger Fabrikarbeit. [...] Die leitende Schwester des Marienheims hat sich bereiterklärt, das Mädchen aufzunehmen. In der dortigen Spinnerei kann es mit der Arbeit beginnen. Es wird so viel verdienen, dass es für den Lebensunterhalt reicht.»

Das Marienheim entpuppt sich als Fabrik-kloster. Es gehört der Spinnerei und Weberei Dietfurt AG, die im Besitz der Firma Bührle & Co. Oerlikon ist. Die Firma braucht junge Frauen an den Spinnmaschinen wegen ihrer zarten, flinken Hände.

Das Heim wird von Schwestern des Klosters Ingenbohl geführt. Sie verwalten den «Lohn» der Mädchen. Im Auftrag der Bührle-Spinnerei überwachen sie sie rund um die Uhr. Wer flüchtet, wird im «Schweizerischen Polizeianzeiger» ausgeschrieben. Wer nicht gehorcht, muss mit einer Abschiebung in ein noch schlimmeres Heim rechnen.

Reise in die Vergangenheit. Die 85-jährige Elfriede Steiger hat kaum gute Erinnerungen an das Marienheim in Dietfurt. «Viele Mädchen im Heim waren weder schwierig noch schwer erziehbar. Dieser Makel wurde uns angehängt, um den Freiheitsentzug zu rechtfertigen.» Sie trägt ein Blusenkleid, die Haare zusammengebunden, am Rücken einen Lederrucksack voller Dokumente. Wir sitzen im Zug nach Dietfurt. Elfriede Steiger

hat die letzten beiden Nächte nicht geschlafen. Die Reise in die Vergangenheit wühlt sie auf.

«Zwei von uns waren erst 16 und hatten uneheliche Kinder, die ihnen weggenommen worden waren. Andere hatten eine schwierige Vergangenheit. Eine ist vom Stiefvater missbraucht worden, eine war lesbisch.» Sie habe sich dem Zwangssystem untergeordnet, damit sie so schnell wie möglich freikomme.

In Genf habe sie sich absolut konform verhalten, aber das habe der Fürsorge nicht gereicht. «Wir waren ein Produkt, das man ausnutzen konnte. Und das wollte ich nicht mehr mit mir machen lassen», sagt sie ruhig. «Die Stadt Zürich hat mit uns Mädchen einen regelrechten Handel betrieben. Und mich an Bührle ausgeliefert. Das muss jetzt endlich auf den Tisch.»

Die Zürcher Studie. Sie zieht einen Artikel der «NZZ» aus ihrem Rucksack, der die neuste Forschungsarbeit der Universität Zürich über Emil Bührle behandelt, «Kriegsgeschäfte, Kapital und Kunsthaus». Elfriede Steiger hat von Hand auf die Zeitungssseite geschrieben: «Das grosse Schweigen. Armselig». Das Marienheim kommt in der Studie mit keinem Wort vor.

In Auftrag gegeben haben sie Stadt und Kanton Zürich. Am 12. Oktober eröffnen sie den 206 Millionen Franken teuren Zürcher Kunsthaus-Anbau, der Emil Bührles Kunstsammlung zeigen wird. Damit wird ein öffentliches Museum seinem Erbe zu neuem Ruhm verhelfen. Die Bührle-Bilder – sie sind Milliarden wert – sollen Zürich als Tourismusdestination für Kunst weiter aufwerten. Emil Bührles problematische Waffenlieferungen und Kunsterwerbungen werden in einem Dokumentationsraum des Museums thematisiert.

«Man spricht in Zürich von der Raubkunst des Emil Bührle, die nun bald im neuen Kunsthaus gezeigt wird. Aber das Kapitel mit uns Mädchen bleibt schön unter dem Deckel. Die Zusammenarbeit des sozialen Systems mit dem reichsten Schweizer wird verschwiegen», sagt Elfriede Steiger, während der Intercity von Zürich Richtung Ostschweiz rollt.



Gruppenbild mit Elfriede Steiger nach ihrem Schulabschluss mit 15 Jahren (1951)

© Beo Bührle

2. Die Zwangsarbeit

«Eine krasse Geschichte. Viele Mädchen sind daran zerbrochen», sagt Elfriede Steiger. Verantwortlich dafür sind viele. Die Fürsorgebehörden zwangen die Mädchen ins Heim und zur Arbeit. So sparten sie Geld, weil der Heimaufenthalt sie nichts kostete. Die Ingenbohler Schwestern konnten den Mädchen durch Arbeit und Gebet Gott näherbringen. Die Bührle-Spinnerei zahlte den Schwestern dafür 800 Franken Lohn im Jahr – plus 1000 Franken «Entschädigung» für die Unterkunft. Und Emil G. Bührle maximierte seinen Gewinn dank schlecht bezahlter Zwangsarbeit.

Elfriede Steiger wird nach 16 Monaten in der Bührle-Spinnerei 50 Franken erhalten – ohne eine Lohnabrechnung. Das wären heute 220 Franken.

Die freiwilligen Arbeiterinnen aus den ärmsten Gegenden der Schweiz, etwa der Region Poschiavo GR, hielten es nicht so lange aus. Die Arbeitsbedingungen waren ihnen zu schlecht.

Elfriede Steiger wird an jenem Freitag im Frühling 1954 in ein stattliches Haus gebracht. Im Keller sind die Waschräume, im Parterre die Kapelle, in den oberen drei Stockwerken die Schlafsäle. Gleich nebenan steht die

Bührle-Spinnerei. Bei ihrem Eintritt ist das Marienheim mit rund 60 zwangsinternierten Mädchen und 30 Italienerinnen überbelegt. Für die beiden Gruppen gelten unterschiedliche Regeln.

Die Schweizer Mädchen sind zwischen 16 und 20 Jahre alt und nach damaligem Recht minderjährig. Freizeit gibt es nur bei guter Führung, den Fabriklohn verwalten die Schwestern. Die Klosterfrauen ziehen davon die Ausgaben für Kost und Logis ab, zahlen damit die Löhne des Küchenpersonals, Strom, Wasser und Freizeitaktivitäten wie eine Wallfahrt

in das Kloster Einsiedeln. Den Mädchen bleibt kaum etwas.

Elfriede Steiger muss von nun an täglich zweimal in der Kapelle beten und achteinhalb Stunden für Emil Bührlle arbeiten. Die Morgenschicht dauert von 5 bis 13.30 Uhr, die Abendschicht von 13.30 bis 22 Uhr. Am Sonntag wird in Zweierkolonnen in die Kirche des Nachbards Bütschwil SG marschiert.

In der Fabrik ist es stickig und eng. «Ich hatte allein eine Spinnmaschine zugeteilt und musste ständig den Spinnspulen der Maschine entlanglaufen. Riss ein Faden, stellte die Spule ab, und wir mussten den Faden wieder einhängen. Es war den ganzen Tag dasselbe», erinnert sich Elfriede Steiger. Wer keine Schicht hatte, half in der Küche, putzte, wusch, arbeitete im riesigen Gemüsegarten. «Wir hatten nie frei und durften nie weg. Ausser am Sonntagnachmittag ein paar Stunden spazieren in der Natur, unter Aufsicht.» Viele Mädchen seien geflüchtet, sie hätten es nicht mehr ausgehalten. «Sie haben ein Leben lang keine Nähe erfahren.»

Briefe mussten die Mädchen im Büro der Oberin zur Kontrolle abgeben. Wie viel zu essen sie erhielten, bestimmten Bührlles Direktoren vor Ort. Als ein Arzt Elfriede Steiger mehr Milch verschrieb, weil sie ständig Kopfweg hatte, lehnte das die Heimleiterin ab. Man habe kein Geld, allen Mädchen mehr Milch zu geben, sagte die Schwester Oberin gemäss einer Notiz in der Fürsorgeakte. Dünner Milchkaffee am Morgen müsse reichen.

Blinde Behörden. «Die Bedingungen in Bührlles Mädchenheim erfüllen die Kriterien von Zwangsarbeit», sagt der Historiker Thomas Huonker. Er hat im Auftrag des Bundesrats in der Unabhängigen Expertenkommission Administrative Versorgungen mitgearbeitet. Zum Zwang gehörte, dass die Mädchen nicht kündigen konnten, ihre Fabrikfähigkeit nicht aussuchen durften, die Arbeitsbedingungen zu akzeptieren hatten. Dass Elfriede Steiger bei ihrem Austritt 50 Franken erhielt, mache es nicht besser, sagt Huonker. «Der Betrag ist vollkommen unverhältnismässig im Vergleich zur geleisteten Arbeit.»

Erstaunlich ist, dass die Behörden die Zwangsarbeit für Emil Bührlle toleriert haben. Denn «Zwangs- oder Pflichtarbeit zum Vorteile von Einzelpersonen oder privaten Gesellschaften» war ab 1941 nicht mehr erlaubt, weil in der Schweiz das internationale

Übereinkommen zur Abschaffung von Zwangsarbeit in Kraft trat.

Das Marienheim sei eine Zwangsanstalt gewesen, sagt Huonker. «Dafür braucht es nicht zwingend eine Mauer. Es reicht, wenn die Insassen wissen, dass die Polizei kommt, wenn sie flüchten.»

Ein Fluchtversuch. So wie bei Ruth T.*. In einer Sommernacht 1955 flüchtet sie. Es muss wenige Stunden nach Mitternacht gewesen sein, als sie ihr Kleid anzieht, die Jacke vom Haken nimmt und sich aus dem Schlafraum schleicht. Vermutlich geht sie am Bett einer Schwester vorbei, das am Saalausgang steht. Der Fluchtweg führt über die steinerne Treppe hinunter ins Parterre, an der Hauskapelle vorbei und wohl durch ein Fenster in die Freiheit.

Die Ingenbohler Schwestern notieren später in der Heimchronik, die im Klosterarchiv liegt: «Entflohen: In der Nacht vom 15./16. Juli entflieht Ruth. Es ist schon das zweite Mal, dass sie diese Tat ausübt.»

Ruth T. stammt aus Uznach SG. Das Dorf liegt nur vier Stunden Fussmarsch vom Marienheim entfernt. Ihr Uznacher Vormund muss sie in die Bührlle-Fabrik eingewiesen haben. Sie hat kein Geld. Vielleicht versteckt sie sich bei jemandem aus der Familie. Als sie nach einer Woche noch immer unauffindbar ist, erscheint ein Aufruf im «Schweizerischen Polizeianzeiger» zwecks «Ermittlung des Aufenthaltsortes»: «Ruth T., mittelgross, Statur schlank, beigefügte Jacke, rosa-schwarzes Sommerkleid, braune Halbschuhe, Entweichung aus Mariaheim Dietfurt. In Verwahrung nehmen. Tel. an Pol. Kdo. St. Gallen.»

Gelistet ist sie in jener Rubrik, unter der die Behörden seit Jahrzehnten administrativ Versorgte suchen. Als Vergehen reicht «unbefugtes Verlassen seiner Stelle» oder eine «Entweichung».

Ob Ruth T. verhaftet wurde? Bekannt ist nur, dass sie wenig später in eine andere St. Galler Zwangsanstalt kommt. Die Schwestern im Bührlle-Heim notieren: «Ihr Vormund bittet um Wiederaufnahme. Schwester Oberin willigt diesmal nicht mehr ein, und Ruth wird in den Guten Hirten versorgt.» Die Ingenbohler Schwestern wissen, dass eine Einweisung in dieses Heim eine Strafe ist. «Wer nicht hören will, muss fühlen», notierten sie in einem anderen Fall, bei dem ein Mädchen direkt ins «Guthirt» abgeschoben wurde.

Die Abschiebung verdeutlicht, wie stark das Bührlle-Heim in das Zwangssystem für administrativ Versorgte eingebunden war. Und wie wenig sich die Mädchen erlauben konnten. 1954 und 1955 ist fast jedes fünfte Mädchen, das die Heimchronik erwähnt, geflohen oder hat die Kündigung erhalten. Die Schwestern führten solche Ereignisse auf vermeintliche Charakterdefizite zurück. Dass das Verhalten der Mädchen mit den Bedingungen im Heim zu tun haben könnte, ist nicht erwähnt.

«Mit der Gnade Gottes.» Die Mädchen eingewiesen haben Behörden wie das Fürsorgeamt der Stadt Zürich. Auf Wunsch der Klosterfrauen. Die Ingenbohler Schwestern mussten gemäss Vertrag mit der Bührlle-Spinnerei die Mädchen selbst rekrutieren. Die Schwester Oberin des Marienheims klagte 1951 in einem Brief an die oberste Schwester, dass sie «nur Mädchen aus Versorgungsheimen, Jugendanwaltschaften, Amtsvormundschaften, Schutzaufsicht und Fürsorgestellen für den Fabrikbetrieb» erhalte. «Körperlich geistig normale Mädchen melden sich nie (ausgenommen Italienerinnen).»

1950, als die Konjunktur anzog, bewilligte der Kanton St. Gallen der Bührlle-Spinnerei nicht so viele Fremdarbeiterinnen, wie sie gern bekommen hätte. Der Fabrikdirektor machte deshalb Druck auf das Marienheim. «Die Fabrik sucht Arbeiterinnen in der Schweiz. Wir verschicken Anfragebriefe an die verschiedenen Amtsvormundschaften», heisst es in der Chronik. Als die Mädchen angekommen waren, notierte eine Schwester: «Immer wieder Mädchen, die in der Gefahr lebten, im Sumpf der Schlechtigkeit unterzugehen. Mit der Gnade Gottes wollen wir die erglimmenden Lichtlein wieder zum Leuchten bringen.»

Auch beim Wohlfahrtsamt Zürich fragen die Ingenbohler Schwestern nach Mädchen, schliesslich leben viele zugezogene katholische Arbeiterfamilien in der grössten Schweizer Stadt. Mit den Mädchen, die Zürich liefert, sind die Schwestern aber nicht zufrieden. Man habe bisher «von Zürich noch nichts Gutes erhalten», kritisieren die. So steht es in den Fürsorgeakten.

Hunderte Betroffene. Fürsorgeämter aus fast der gesamten Deutschschweiz haben junge Frauen ins Bührlle-Heim eingewiesen. Wie viele «Fürsorgemädchen» zwischen 1941 und der Heimschliessung 1968 im Marienheim waren, lässt sich nicht rekonstruieren. Der Beobachter



Eufriede Steiger im Porträt

© Beo Bührle

schätzt ihre Zahl gemäss den vorhandenen Akten auf mindestens 300. Ob die Bührle-Spinnerei die einzige Arbeitgeberin war, die nach dem Krieg ein Heim mit Zwangsinternierten betrieb, ist unklar. Im 19. Jahrhundert hatten sehr viele Industriebetriebe Mädchenheime geführt. Doch bisher ging die Forschung davon aus, dass in der Nachkriegszeit dort nur noch Italienerinnen wohnten – freiwillig.

Und die Klosterfrauen? Elfriede Steiger hegt ihnen gegenüber keinen Groll. «Die Ingenbohler Schwestern wurden ja selbst ausgenutzt von Bührle. Die Schwester Oberin sorgte sich gut um mich. Ohne sie wäre ich in diesem Heim ganz verkümmert.»

Platzierung statt Hilfe. Elfriede Steiger ist heute 85 und mehrfache Grossmutter. Steiger heisst sie seit ihrer Heirat nicht mehr, doch für diese Geschichte will sie wieder so genannt werden. Geboren wurde sie 1936 in Zürich in eine katholische Familie aus dem St. Galler Rheintal. Ihr Vater schlug sich als Obsthändler durch, ihre Mutter als Haushälterin.

Das Geld reichte nicht für die vier Kinder, auch weil der Vater nach der Scheidung kaum je Alimente zahlte. Deshalb platzierte die Fürsorge zwei der vier Kinder in Heimen. Für Elfriede Steiger bedeutete das eine Kindheit ohne Eltern, ohne Geschwister. «Wir haben nur die Rute gesehen in den Kinderheimen. Keine Liebesswürdigkeit. Auch meiner Fürsorgetante bei der Stadt fehlte jegliches Einfühlungsvermögen.»

Fremdplatzierung statt Sozialhilfe war das normale Programm für arme Familien.

Den Eltern wurde die Gewalt über ihre Kinder zwar nur selten formell entzogen. Doch die Fürsorge machte Druck, die Kinder in ein Heim zu geben, wenn der Lohn nicht reichte.

Elfriede Steigers Mutter musste unterschreiben, dass sie ihre zwei jüngsten Kinder weggeben wolle. War das Kind einmal fremdplatziert, hatten die Fürsorgerinnen die Macht. Sie konnten den Müttern drohen, die Kinder ganz wegzunehmen, wenn sie nicht kooperierten.

Elfriede Steigers Mutter hat im März 1954 sogar unterschrieben, dass ihre Tochter erneut in ein Heim kommen soll. In der Vereinbarung heisst es, sie stelle ihre Tochter dem Inspektorat 2 «zur Unterbringung in einem geeigneten Mädchenerziehungsheim zur Verfügung». Historiker Thomas Huonker bezeichnet das als «fürsorgerische Zwangsmassnahme mit sozialbetrügerischem Hintergrund».

Falsche Versprechen. Tatsächlich hatte das Fürsorgeamt weder die Mutter noch die Tochter über die Folgen des Entscheids informiert, wie die Fürsorgeakte zeigt. Gegenüber der Mutter sprach die Fürsorgefrau von einem «Erziehungsheim». Elfriede Steiger lockte sie mit dem Versprechen nach Zürich, sie dürfe zu ihrer Mutter zurückkehren, nur um sie am Hauptbahnhof abzufangen und nach Dietfurt zu verfrachten.

«Solche behördlichen Täuschungen waren gang und gäbe in der Schweiz», sagt Historiker Thomas Huonker. «Die Behörden haben damit gegenüber ihren Fürsorgemündeln gegen Treu und Glauben verstossen. So eine Aktion zerstört das Vertrauen in die Behörden nachhaltig.»

Während sich der Sommer 2021 von seiner warmen Seite zeigt, rauscht der klimatisierte Regionalzug durch das Toggenburger Grün. Als eine Kirche hinter dem Zugfenster erscheint, spricht Elfriede Steiger die sonntäglichen Gottesdienste an. «Es war ein Spiessrutenlaufen nach Bütschwil in die Kirche. Dieser Weg durchs Dorf. Das ist mir noch heute ein Trauma. Wir waren für die Leute die verdorbenen Mädchen. Wir waren zuunterst in der Hierarchie, alle blickten auf uns herab.»

Der Zug hält in Dietfurt SG. Wir steigen aus, überqueren die Thur und betreten die ehemalige Bührle-Fabrik. Nichts sieht mehr aus wie damals.

3. Das Wissen

Ida Schönenberger erinnert sich gut an das Marienheim. Die 95-Jährige wohnte damals gleich gegenüber der Spinnerei. «Die Mädchen sind in Reih und Glied mit einer Schwester in die Kirche gelaufen.» Sie hätten eine schwierige Jugend gehabt. «Wenn sie freihatten, mussten sie im Heim bleiben und mithelfen. Die Ingenbohler hatten die Zügel recht stark angezogen.» Man habe gewusst, dass die eine oder andere mal öpfe abhaut, erzählt Ida Schönenberger. Der Spinnereidirektor habe in einer Villa am Hang oberhalb des Dorfs gewohnt. «Wir konnten sehen, wenn er mit dem Auto wegfuhr.»

Spinnereidirektor war damals Paul Kottmann. Nach seinem Tod 1961 wurde er in den Bührle-Werkmitteilungen hoch gelobt: «In grundsätzlichen Fragen kannte er keine Nachgiebigkeit. Unüberwindbare Schwierig-

keiten gab es für ihn nicht.» Kottmann werde als Mann höchster Integrität in die Firmengeschichte eingehen, sagte Emil Bührles Sohn Dieter in der Trauerrede.

Im Marienheim überliess Kottmann nichts dem Zufall. Im Juli 1954 schickte er seine Frau zur Inspektion vorbei.

Reich durch Waffenhandel. Das Marienheim und die Spinnerei kaufte Bührle 1941 mit Gewinnen, die er mit Waffenlieferungen gemacht hatte. Verkäuferin war die jüdische Unternehmerfamilie Wolf, die in die USA fliehen wollte und deshalb alles veräusserte. Bührle übernahm von ihr drei Textilfirmen für 11,25 Millionen Franken, zeigen Steuerdaten aus dem Staatsarchiv Zürich. Teuerungsberichtigt entspricht das heute 49 Millionen Franken.

Der Bührle-Konzern investierte in Textilmaschinen und sparte bei den Löhnen. Die Bührle-Werkmitteilungen loben die «fortlaufenden baulichen und maschinellen Erneuerungen», die Dietfurt zu einem der «bedeutendsten Unternehmen der Textilindustrie» der Schweiz machten. Statt von Zwangsarbeit ist von einem «Musterbetrieb» die Rede. Nach Emil Bührles Tod im Jahr 1956 übernimmt Sohn Dieter das Präsidium des Verwaltungsrats.

Zu jener Zeit betrachteten viele das Mädchenheim als wohlthätigen Akt sittlich-religiöser Erziehung. Das war möglich, weil die Anwesenheit der Schwestern vom eigentlichen Zweck ablenkte: der Profitmaximierung.

Einzelne Schwestern vor Ort wehrten sich allerdings gegen das Gebaren «der Herren». «Eine Firma, die immer Geld hat, ihre Betriebe auf das modernste einzurichten»,bürde dem Marienheim immer höhere Kosten auf, schrieb die Heimleiterin 1951 der Mutter Oberin nach Ingenbohl. Neuerdings wolle die Spinnerei nicht einmal mehr für die Heizkosten und die Küchengehilfinnen aufkommen. Diese Kosten sollten ebenfalls über die Fabriklohne der Mädchen gedeckt werden.

Die Dietfurter Heimleiterin drohte der Spinnereidirektion gar mit dem Abzug aller Schwestern. Eine Konfrontation mit dem Direktor blieb aber aus. Er spendete dem Kloster 1000 Franken, «als Ausdruck meines Dankes für die freundliche Zurverfügunghaltung Ihrer ehrw. Schwestern als Betreuerinnen unseres Mädchenheims».

Umgang mit dem Erbe. Doch stehen die Profite, die Bührle in Dietfurt erzielte, überhaupt

in einem Zusammenhang mit seiner Kunstsammlung, die nun in Zürich ausgestellt wird?

Die Frage geht an Historiker Erich Keller, der in den nächsten Wochen sein Buch «Das kontaminierte Museum. Das Kunsthaus Zürich und die Sammlung Bührle» veröffentlichen wird.

«Für das Geschäftsergebnis der gesamten Bührle-Gruppe waren die Spinnereien zwar absolut unbedeutend. Die exorbitanten Gewinne aus den Waffenlieferungen überstrahlten alles», sagt Erich Keller. «Die Ausbeutung der Mädchen in Dietfurt zeigt aber, wie Emil Bührle geschäftete. Er bewegte sich gewohnheitsmässig ausserhalb der moralisch-ethischen Normen.»

Ob Emil Bührle die Arbeitsbedingungen in Dietfurt im Detail gekannt habe, sei irrelevant. «Die Frage ist, wie wir heute mit diesem Wissen umgehen. Wie ein angemessener Umgang mit dieser Vergangenheit aussehen soll, ist immer noch offen.»

Es brauche noch viel Forschung, sagt Keller. «In der Frage der Beurteilung der Geschäftspraktiken von Emil Bührle stehen wir erst am Anfang, weil wir noch nicht wissen, was alles gelaufen ist. Auch die politische Verantwortung der Behörden, die ihm geholfen haben, gehört genauer geklärt.»

Die Recherche des Beobachters zeige, dass das dunkle Kapitel Zwangsversorgungen «noch nicht abschliessend aufgearbeitet» worden sei, schreibt die Stadt Zürich. Man werde prüfen, ob die Rolle der Stadt in diesem Fall «vertieft zu untersuchen wäre», sagt eine Stabsmitarbeiterin von Stadtpräsidentin Corine Mauch. Das Kunsthaus solle im neuen Erweiterungsbau transparent über die historischen Zusammenhänge rund um die Sammlung und den Sammler Emil Bührle informieren und dabei neue Erkenntnisse aufnehmen. Jedes Forschungsprojekt dazu interessiere die Stadt.

Der Bührle-Enkel Gratian Anda, der als Erbe im Stiftungsrat der Sammlung E. G. Bührle sitzt, will zur Recherche nicht Stellung nehmen.

Das Kloster Ingenbohl begrüsst «Bemühungen, die darauf abzielen, das gesellschaftliche Gefüge und die Mechanismen der damaligen Zeit zu beleuchten». Das sei so nicht bekannt gewesen. «Dass die damaligen Schwestern auch ausgenutzt wurden und viele auch um das Wohl der ihnen Anvertrauten besorgt waren, deckt sich jedoch mit unseren

eigenen Erkenntnissen hinsichtlich der damaligen Verhältnisse», so Provinzoberin Schwester Tobia Rüttimann.

Eine Versöhnung. Elfriede Steiger hat der Besuch in Dietfurt stark zugesetzt. «Es war ein Leichtes für Bührle, aus uns Kapital zu schlagen mit Hilfe des Sozialstaats.» Ihr Leben als Zwangsarbeiterin endete im Juni 1955, ein gutes halbes Jahr vor ihrem 20. Geburtstag. Die Schwester Oberin hatte sie früher aus dem Heim entlassen, als es dem Fürsorgeamt lieb war.

Elfriede Steiger arbeitete danach im Detailhandel, leitete eine Szenebar im Zürcher Niederdorf, wurde dreifache Mutter, führte ihr eigenes Antiquitätengeschäft im Zürcher Seefeld. Vor ihrer Pensionierung pflegte sie betagte Schwestern der Orden Menzingen und St. Anna – ohne von ihrer Vergangenheit zu erzählen. «Ich konnte sie in den Arm nehmen und das geben, was ich nie erfahren hatte. Das versöhnte mich mit den gottgeweihten Schwestern.»

Heute sei sie dankbar, trotz harten Lebensbedingungen körperlich und geistig wach und beweglich zu sein. Sie hat nie wieder die Hilfe einer Behörde in Anspruch genommen.

Der

Zürcher Journalistenpreis 2022

wird

Rebecca Wyss

für ihren Artikel

«Ich bin glücklich, wenn jemand nur Schwuchtel sagt»

erschienen im SonntagsBlick Magazin vom 9. Mai 2021

verliehen.

Zürich, 28. Juni 2022

Die Jury:



Hannes Britschgi



Lisa Feldmann



Nina Jecker



Christina Neuhaus



Paula Scheidt



Hansi Voigt



Stefan von Bergen

Preisträgerin



Rebecca Wyss

Rebecca Wyss, 37, studierte Journalismus und Organisationskommunikation in Winterthur sowie unter anderem Politikwissenschaft und Islamische Welt in Zürich. Seit 2012 arbeitet sie im Journalismus, fing im Lokalen an, machte als Freie und Feste unter anderem für den «Beobachter» sowie die Blätter der AZ Medien weiter. Und verbrachte zwei Jahre als Nachtschicht-Redaktorin auf Bali – für «Watson». Seit 2018 schreibt sie für das «SonntagsBlick Magazin» zu gesellschaftspolitischen Themen. Rebecca Wyss lebt in Zürich.

Hier können Sie den Artikel hören:



Laudatio

Laudatio für Rebecca Wyss
von *Hansi Voigt*

Wer den Zürcher Journalisten-Preis gewinnt, ist in der Branche bei den Grossen angekommen. Entsprechend passend scheint hier ein Zitat von Friedrich dem Grossen zum Auftakt der Laudatio zu sein. «Jeder soll nach seiner Façon glücklich werden», diktierte der Preussenkönig in die Geschichtsbücher. Der alte Fritz, halb pingeliger Militärkopf, halb Flöte spielender Schöngest, wusste, wovon er sprach. Das Toleranzedikt von Potsdam, ausgesprochen von einem seiner Vorfahren, hiess Hugenotten ebenso wie Juden willkommen. Die Neuen waren anders, und entsprechend inspirierend. Der Aufstieg Preussens wäre ohne das Inkludieren der Fremden nicht möglich gewesen. Die Aufklärung nahm ihren Lauf. Der Mensch an Spree und Hafel zivilisierte sich in einem Affentempo. Berlin wuchs und gedieh.

Bis jemand kam, der die Sache mit der Toleranz nicht wirklich verinnerlicht hatte. Berlin musste wieder von vorne anfangen.

Das Toleranzedikt ist auch heute noch nicht überall angekommen. In der Bubble vielleicht. Auf Tiktok gibts fürs explizite Anderssein ganz viele Likes von den Followern. In der Agglo oder am Wochenende am Seebecken gibts dafür ein paar auf die Fresse.

«Wir sind schon froh, wenn sie nur Schwuchtel sagen» heisst der Titel der Reportage, erschienen im SonntagsBlick. Der Artikel folgt jungen Schwulen und Transmenschen vom Zürcher Stadtrand ins Schwyzer Umland, die einen hohen Preis für den Mut zahlen, ihre Sexualität nicht mehr zu verstecken. Es werden aber – nicht wie so oft – Opfer, sondern Heldinnen beschrieben. Kämpferinnen mit

30'000 Tiktok-Followerinnen, mit schrillen Stimmen und viel zu langen Fingernägeln. Die Gewalt, die sie erleben, ist mitten unter uns ist. Die Intoleranz auch. Zu spüren bekommt sie nie die Mehrheit, sondern immer nur die Wenigen. Wie hier im beschriebenen Beispiel die queere Trans-Minderheit, die uns immer nervt mit der Sternchenschreibweise. Ich habe in dem Artikel gemerkt: Die kämpfen auch für mich – als liberalem, toleranten Geist.

«Diese Mutigen LGBTs brauchen wir – weil wir selbst zu feige sind» lautet der Schlusssatz der ebenso präzisen wie Mut machenden Reportage. Toleranz kommt nicht von alleine. Zivilisation braucht Mut. Und weil es mehr solche Artikel braucht, gewinnt Rebecca Wyss den Zürcher Journalist*innenpreis – mit gendergerechter Schreibweise und allem drum und dran!

Herzliche Gratulation

«Ich bin glücklich, wenn jemand nur Schwuchtel sagt»

Erschienen am 9. Mai 2021

Unsere Autorin war mit Jugendlichen unterwegs, für die der Alltag ein Spiessrutenlauf ist. Ein Besuch in Zürich, in der Agglomeration und auf dem Dorf in Schwyz – wo Homosexuelle und Transmenschen zur Zielscheibe von Hass werden.

Von Rebecca Wyss

Vincenzo hat ein schönes Herz. Er hört anderen Menschen zu, versucht sich in sie hineinzu-fühlen, auch wenn sie nicht nett zu ihm sind. Und er geht Streit aus dem Weg. Trotzdem wird der 16-Jährige immer wieder angepöbelt, angespuckt – und geschlagen. Weil er nicht den gängigen Normen entspricht. Er mag manikürte Fingernägel, liebt bauchfreie Tops und hat ein Faible für Strasssteinchen. Vincenzo ist homosexuell.

Im Februar bekam er deshalb Probleme. Mit einem Jugendlichen, der zu jener Masse gehört, die am Wochenende aus Langeweile aus der Agglomeration ans Zürcher Seebecken fahren. Erst wollte der Jugendliche mit Vincenzo ein Selfie-Video machen – Vinc, wie ihn Freunde nennen, ist ein Social-Media-Influencer, mit Zehntausenden von Followern. Dann berührte Vincenzo ihn zufällig an der Schulter – und der andere wurde aggressiv, beleidigte ihn, kickte irgendwann auf Vincenzos Kumpel ein, und weil dieser sich für seinen Freund wehrte, schlug der Angreifer ihm mit der Faust ins Gesicht. Vincenzo erstattete Anzeige, der Fall landete in den Medien.

Heute ist Vincenzo einfach nur froh. «Eine Faust ist nicht das Schlimmste, andere der Jungs dort haben ein Messer dabei», sagt er, als wir ihn zum ersten Mal zu Hause in einer Zürcher Vorortgemeinde besuchen. Der Wohnort und sein Nachname bleiben hier anonym, genauso wie die genauen Angaben aller anderen betroffenen Jugendlichen in dieser Geschichte. Zu ihrem Schutz.

Nach dem Vorfall taucht auf Tiktok ein Video über Homophobie in Zürich auf. Jugendliche filmten sich bei einer Strassenumfrage selbst. Im Video meldet sich der Angreifer vom Februar – anonym. Er habe Vincenzo «kaputt geschlagen» und droht ihm mit weiteren Schlägen. Und drei weitere

Jungs verherrlichen darin Gewalt gegen Homosexuelle allgemein.

Gewalt: Mitten unter uns

Die Attacke im Februar sowie die Tiktok-Drohungen sind Ausdruck einer Gewaltbereitschaft, die unter den Jungen zunimmt. Vor einem Monat zeigten das Recherchen des SonntagsBlick. Eine Gewaltbereitschaft, die sich besonders an jungen *LGBTs – an Homosexuellen, Transsexuellen, an Queers – entlädt. Seit Januar hat die Stadtpolizei Zürich rund ein Dutzend Fälle von Hassdelikten gegen Homosexuelle registriert.

Angriffe, die mitten unter uns geschehen. Mitten im aufgeschlossenen Zürich. In der Schweiz. Eigentlich steuert unser Land auf eine gesellschaftliche Öffnung zu. Die Ehe für alle befürworten laut Befragungen über 80 Prozent, seit Juli 2020 steht die Homosexuellen-Diskriminierung unter Strafe. Gleichzeitig sind die Ergebnisse einer letztjährigen Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) ziemlich ernüchternd: Für rund zehn Prozent aller Erwachsenen in der Schweiz ist Homosexualität unmoralisch.

Woher kommt diese Ablehnung, dieser Hass auf Homosexuelle, auf Transmenschen? Wer sind die Täter? Und wo findet man sie? Gespräche mit sieben Betroffenen, zwei Queer-Vereinen und einer Sozialarbeiterin lassen keinen Zweifel: Die Prügelattacke auf Vincenzo und seine Freunde im Februar ist kein Einzelfall. Sie ist ein Extremfall unter vielen Fällen von Diskriminierung. Im ganzen Land.

Wir treffen Vincenzo in Zürich am See wieder, an einem regnerischen Samstagnachmittag, der Tatort in Sichtweite. Er hat seine Freunde mitgebracht: Rey, eine Transfrau, sowie Amadou und Lindi, zwei homosexuelle Jungs. Vincenzo weiss noch nicht, ob er transsexuell ist, «er» passt für ihn. Sie sind zwischen 16 und

17 Jahre alt, aus verschiedenen Kantonen. Sie alle eint die Diskriminierungserfahrung. Zusammen ertragen sie sie besser.

«Du bist behindert»

Am stärksten trifft es Vincenzo und Rey. Vor allem seit der Corona-Krise. Bei Vincenzo fing die Verwandlung mit dem Lockdown an – in der schulfreien Zeit. Er zog enge Tops an, machte sich die Nägel, das Make-up. «Zu Hause gab es keine Schüler, die mich hätten runtermachen können», sagt er. Dann starb auch noch sein Vater im Juni, ab da ging er auch in «Girly-Kleidern» aus dem Haus. Plötzlich

Angriffe auf Queers häufen sich. Vincenzo erlebte im Februar in Zürich Gewalt.

war ihm egal, was andere denken. «Ich wollte einfach mich selbst sein.»

Rey sagt: «Ich habe mich schon immer als Frau gefühlt.» Behielt das aber für sich, guckte sich bei anderen männliches Verhalten ab, setzte sich breitbeinig hin. Selbstschutz. «In der Schule machten die Jungs auch so schon ständig 'Schwuchtel'-Sprüche.» Seit einem halben Jahr geht sie mit Hair-Extensions und Stöckelschuhe einkaufen.

Die optische Veränderung der beiden ist auf Tiktok dokumentiert. Die beiden laden seit einem Jahr Videos auf ihre Accounts hoch. Fröhliche, aber auch ernste, wenn sie über ihre Diskriminierungserfahrungen sprechen. Sie treffen einen Nerv bei den Jugendlichen, haben über 30'000 Follower. Sie sind Tiktok-Stars. Wo sie auftauchen, bildet sich eine Traube von Fans um sie. Die Popularität hat aber eine dunkle Kehrseite: Sie sind zur Zielscheibe geworden. «Ich höre ständig: Du bist ein Typ. Du wirst niemals eine Frau sein. Du musst zum Psychiater. Du bist behindert», sagt Rey. Sie blickt zu Vincenzo, der sagt: «Ich bin glücklich, wenn jemand nur Schwuchtel zu mir sagt.»

Erfahrungen, die auch unbekannte LGBTs machen – wie ihre Freunde Amadou und Lindi. Amadou war jener Kumpel, der vom

Angreifer im Februar gekickt wurde. Er sagt: «Wir müssen ständig aufpassen, wo wir in den Ausgang gehen, selbst wo wir aus dem Zug aussteigen.»

Oder Jugendliche wie Sam, 16 Jahre alt, non-binär – heisst: Sam fühlt sich weder eindeutig als Frau noch als Mann, mag aber weibliche Kleidung. In der Oberstufe in Winterthur erlebte er deshalb Mobbing. Er musste mit den Jungs den nach Geschlechtern getrennten Sportunterricht besuchen. «Das war ein Albtraum.» Und ständig klauten Jungs aus der Parallelklasse seine Kleider und Schuhe aus der Umkleidekabine. «Ich habs der Lehrerin gesagt. Mehr als einen Zusammenschiss gabs aber nicht.»

Am See in Zürich kommt Lindi ins Grübeln. «Es hat sich bestimmt jeder von uns schon mal gefragt: Ist es all die Verletzungen wert? Lohnt es sich wirklich, sich so anzuziehen, wie man will, sich selbst zu sein? Ich verstehe, wenn jemand findet: Nein. Und sich nicht outet.»

Macho-Täter aus der Agglo

Rey, Vincenzo, Amadou, Lindi und Sam – alle sagen, die Täter seien immer die Gleichen. Immer Jungs. Meistens aus der Agglomeration. Meistens mit Migrationshintergrund – wie sie selber auch. Warum brennen gerade bei diesen Jungs die Sicherungen durch, wenn sie feminine Schwule oder eine Rey sehen?

Rey sagt: «In ihren Augen ziehen wir die Männlichkeit in den Dreck.»

Fragt man Pascal Pajic, hat sie einen Punkt. Er musste sich mit dem Warum auseinandersetzen. Gezwungenermassen. Er hat Balkan-Wurzeln, ist non-binär und schwul. Der 27-Jährige ist Teil eines Dokumentarfilms über Queerfeindlichkeit, den SRF im April ausstrahlte. Auch weil ihm sein Outing so schwerfiel. Für seine Eltern war es ein Schock. Im Dok-Film sagt der Vater: «Für mich war es wie eine schlimme Krankheit. Ich dachte, jemand hätte ihn vergewaltigt, das Schwulsein sei von der Gewalt.» Er glaubte, seinen Sohn nicht beschützt zu haben. Ähnlich dachten Pascal Pajics Freunde über Homosexualität. Heute denken sie alle anders, ein Lernprozess.

Pajic sagt nun dem SonntagsBlick Magazin, er stelle bei «migrantischen Kiddies tendenziell eine Queerfeindlichkeit» fest. Aber: «Sie fallen nicht so vom Himmel.»

Der Medizinstudent holt aus: «Gerade junge Leute mit Migrationshintergrund fühlen sich oft weder im Land ihrer Eltern noch hier richtig daheim. Sie machen rassistische Ausgrenzungserfahrungen, wenn der Lehrer ihnen sagt, dass sie sowieso auf der Baustelle landen. Und so klammern sie sich an das Einzige, was sie haben: ihre Männlichkeit. Und fühlen: Ich bin nicht der allerletzte Sauhund. Ich bin ein richtiger Mann. Ich bin etwas wert. Wenn nun jemand kommt und feminin ist und auch noch schwul, dann stellt das ihr ganzes Bild von Männlichkeit, ihre Identität in Frage. Dann werden sie aggressiv.»

Der Hass auf LGBTs beschränkt sich nicht auf irgendein migrantisches Milieu. Wahr ist: Queerfeindlichkeit durchdringt die ganze Schweiz, alle Schichten. Das bekommt allen voran Pink Cross zu spüren, der Dachverband der schwulen und bisexuellen Männer. Bei ihm geht pro Woche mindestens eine Meldung ein. Ein Drittel der Anrufer und Anruferinnen haben Gewalt erlebt, erlitten Gehirnerschütterungen, Prellungen, Brüche. Der Geschäftsführer Roman Heggli (30) sagt: «Die Anfeindungen nehmen zu.» Doch traut sich nur jeder und jede fünfte Betroffene Anzeige zu erstatten.

Diese Zunahme hat mir der wachsenden Sichtbarkeit zu tun. Transmenschen und Homosexuelle zeigen sich mehr, auf der Strasse oder im Netz, wie Vincenzo und Rey. Das führe zu einer Gegenbewegung, sagt Heggli. «Gewisse Konservative fühlen sich provoziert und wissen sich nur mit Gewalt zu wehren.»

Konservativ – das findet man nicht am Zürcher Seebecken, sondern eher in Schwyz, Uri und Appenzell Innerrhoden. Als einzige lehnten diese drei Kantone letztes Jahr das Diskriminierungsverbot für Homosexuelle ab. Wir sprechen mit Jan aus einer kleinen Gemeinde im Schwyzer Talkessel, eine Autostunde von Zürich entfernt. Sein richtiger Name darf nicht in der Zeitung stehen. Jan erlebte keine Schläge, er erfuhr eine sehr ländliche Art von Diskriminierung: Mobbing auf dem Dorf. Über Jahre.

Mobbing auf dem Land

Der Auslöser war ein Zeitungsbericht, in dem ihn ein Bekannter versehentlich outete. Die Reaktionen im Dorf folgten prompt. Zuerst im Sportunterricht: Schulkollegen weigerten sich, mit ihm die Umkleidekabine zu teilen. «Sie hatten Angst, dass ich etwas probieren würde», sagt Jan. Später kursierte im Dorf ein wüstes Gerücht nach dem anderen. Das haarsträubendste: Er habe Aids. Auch Freunde wendeten sich von ihm ab. Und alle schauten zu, auch die Lehrer. Oder machten mit. Er sagt: «Ich weiss von Eltern, die ihren Kindern sogar noch Ideen für Bosheiten lieferten.» Die letzte Episode der Mobbing-Serie ist ein halbes Jahr her: In einer Meldung im Dorf-Newsletter wurde insinuiert, er habe einen Account auf der Pornoseite «Onlyfans», wo man Material von sich hochlädt.

Jan ist mittlerweile weggezogen. Den Kontakt zum Dorf hat er fast ganz abgebrochen. Alleine das Busfahren sei schwierig gewesen. «Ich hatte Angst.»

Rey, Vincenzo, Lindi, Amadou, Sam und Jan müssen als Teenager mit Dingen fertig werden, die selbst Erwachsene überfordern würden. Viele junge LGBTs macht das psychisch krank – und einige lebensmüde. Wie sehr zeigt eine grosse länderübergreifende Studie, die 2018 in der Fachzeitschrift «JAMA Pediatrics» erschien: Das Suizidrisiko bei jugendlichen Schwulen und Lesben ist rund dreimal und bei Transgender sogar rund sechsmal so hoch wie bei heterosexuellen Jugendlichen. Zahlen für die Schweiz erhebt nun die Hochschule Luzern online mit einer Befragung zur Gesundheit von LGBT-Personen.

*LGBT – das bedeutet es

Das englische Akronym wird mittlerweile oft verwendet. Es steht für: Lesbian (lesbisch), Gay (schwul), Bisexual (bisexuell), Transgender (transsexuell). Manchmal wird auch von LGBTIQ gesprochen, dort stehen die letzten beiden Buchstaben für Intersexual (intersexuell, nicht eindeutig einem der beiden Geschlechter zuzuordnen) und Queer (von der Norm abweichend).

All diese Jugendliche lässt die Politik im Stich. Das sieht man am Umgang mit sogenannten Hate-Crimes – Hassdelikte gegen LGBTs oder gegen religiöse Minderheiten. Interessenverbände wie Pink Cross sowie Vertreterinnen und Vertreter von Links- und Mitteparteien fordern schon lange, dass Hate-Crimes in allen Kantonen einheitlich erfasst werden. Der Ständerat lehnte letztes Jahr einen Vorstoss ab. Einige Kantonsparlamente sprachen sich zwar dafür aus, aber nur der Kanton Freiburg und die Stadt Zürich erfassen diese Fälle schon heute, wie die «NZZ» jüngst schrieb. Und die einzige Hotline im Land, die «LGBT+ Helpline», finanziert Pink Cross aus seinem Sack, durch Spendengelder.

«Ich will respektiert werden»

Die Angriffe und die Untätigkeit machen wütend. Rey macht ihrem Ärger auf Tiktok Luft. «Ich bin kein Witz, und das sollen alle wissen. Man muss nicht mögen, dass ich trans bin, aber ich will respektiert werden. Punkt.» Auch Vincenzo reichts: «Ich verstecke mich nicht, nur weil mich ein paar Bratans verfolgen.» Bratan, Russisch für Bruder, wie sich die Jungs aus der Agglomeration gerne nennen – in Anlehnung an den Gangster-Rapper Capital Bra.

Die Tiktok-Stars Rey und Vincenzo sind für junge LGBTs Vorbilder. Und sie lehren einer ganzen nachrückenden Generation, was schief-läuft, was besser laufen sollte. Sie sind Teil einer wachsenden Queer-Bewegung, die sich wehrt, für mehr Rechte kämpft. Diese mutigen LGBTs brauchen wir. Weil wir anderen zu feige sind.



In Zürich am See (v.l.n.r.): Amadou (16), Lindi (17), Vincenzo (16) und Rey (16)

© Valeriano Di Domenico



Der

Zürcher Journalistenpreis 2022

wird

Angelika Hardegger

für ihren Artikel

Liebe Bauern, lasst uns reden

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 15. Mai 2021

verliehen.

Zürich, 28. Juni 2022

Die Jury:



Hannes Britschgi



Lisa Feldmann



Nina Jecker



Christina Neuhaus



Paula Scheidt



Hansi Voigt



Stefan von Bergen

Preisträgerin



Angelika Hardegger

Angelika Hardegger, geboren und aufgewachsen im Kanton St. Gallen, studierte Internationale Beziehungen und Geschichte in Genf und Bern. Sie sammelte erste journalistische Erfahrungen bei der «Wiler Zeitung» und absolvierte das Volontariat bei der NZZ. Seit 2018 arbeitet sie dort im Inland-Ressort. Sie lebt im Thurgau.

Laudatio

Laudatio für Angelika Hardegger
von *Stefan von Bergen*

Die Landwirtschaft ist ein schwieriges Thema. Sie ist so gewichtig wie die Traktoren der Schweizer Bauern und die milliardenhohen Direktzahlungen, um die im Bundeshaus gefeilscht wird. Und sie ist umstritten, wie es das böse Blut zwischen Agrarfreunden und -gegnerinnen vor den jüngsten Agrarabstimmungen zeigte.

Mit dem Agrardossier kann man es sich also nicht leicht machen. Angelika Hardegger tut es trotzdem. Ihr Text über die Bauern ist wunderbar verspielt. Es ist keine zahlenlastige Analyse, die die Bio- gegen die Intensivlandwirtschaft antreten lässt. Hardegger diagnostiziert eine Kommunikationsstörung zwischen der Schweiz und ihren Bauern. Sie geht zu ihnen hin, fragt sie aus über ihr Leben. Sie liest ihnen auch mal die Leviten über ihre Schädigung der Umwelt. Sie warnt sie, dass ihr Berufsstand der Gesellschaft fremd geworden sei.

Die Autorin weiss, wovon sie spricht. Ihre Bekannten und Verwandten sind Landwirte. Sie darf sagen: «meine Bauern». Ihr Text enthält kleine, starke Bauernporträts. Sie begleitet einen Bauernfreund beim Versprühen schäumender Chemie in der Obstplantage. Dabei witzeln sie über den Giftmischer in der Netflix-Serie «Breaking Bad». Sie erzählt von der Beerdigung der Grossmutter, deren Leben nur aus Arbeit bestand. Sie weiss: Bauer sein ist mehr als ein Beruf. Kritik an der Landwirtschaft, schreibt Hardegger, kommt bei den Bauern an als Kritik an ihrer Identität. Es gibt noch mehr solch funkelnde Sätze in ihrem Text.

Klar, Feldarbeit ist anstrengend. Angelika Hardeggers Arbeit an ihrem Text war es auch. Die Autorin hat aufwändig recherchiert

über Agrarpolitik und Pestizide. Sie hat ihre halbe Verwandtschaft auf Ostschweizer Höfen besucht. Sie musste überlegen, welche Figur sie wann und mit welcher Message im Text auftreten lässt. All das hat sie zu einer überraschenden Montage verwoben. Zusammengehalten wird diese von Hardeggers persönlichem Blick. Sie schreibt in der Ich-Form. Denn sie will sich selber ein Bild machen, statt auf die Verlautbarungen der Agrarlobby zu hören. So muss guter Journalismus sein.

Besonders schön ist der Schluss: Da kommt eine Paartherapeutin zu Wort, die drei Beziehungstypen unterscheidet: Miteinander, Nebeneinander, Gegeneinander. Die Schweiz und ihre Bauern seien ein Gegen-einanderpaar, schreibt Hardegger. Dafür brauche es aber immer zwei. Während die Bauern die Gefahr der intensiven Landwirtschaft unterschätzten, würden die Konsumenten deren Nutzen unterschätzen. Hardegger sagt nicht, wer von den beiden Recht hat. Wie eine gute Gesprächs-therapeutin animiert sie zum Dialog.

Ü50-Journalisten wie ich hätten am Schluss des Textes wohl noch eine Moral der Geschichte formuliert. Die jüngere Angelika Hardegger aber stellt sich der Ambivalenz. Ihre Agrardebatte bleibt schwebend offen. Es ist dieses Schweben, das ihren Text über eine schwere Sache so leicht macht.

Hier können Sie
den Artikel hören:



Liebe Bauern, lasst uns reden

Erschienen am 15. Mai 2021

Von Angelika Hardegger

Die Bauern und die Schweiz sind sich fremd geworden. Ich will wissen, wieso. Ein Besuch auf den Höfen meiner Familie und meiner Freunde.

Vor zwei Jahren heiratete eine Freundin einen Bauern. Es war ein Sommertag, wir standen am Ufer des Bodensees, da hörten wir von der Strasse Motoren. Freunde des Bräutigams fuhren auf Landmaschinen heran. Sie lenkten Maishäcksler, Mähdrescher, Erntewagen, Ballenpressen, Traktoren. Ich zählte um die 150 Maschinen. Die Bauern fuhren eine Parade.

Der Bräutigam weinte, wir Gäste applaudierten. Später sass ich mit einem Freund beim Nachtessen. Ich wusste, dass er mit Bauern befreundet ist. Ich fragte, ob ihm die Maschinen gefallen hätten. Er sagte, es sei leider klar, wer sie bezahlt habe. «Wir alle. Mit unseren Steuern.»

Da wurde mir bewusst, dass sich zwischen den Bauern und der Schweiz etwas verändert hatte.

Die Bauern und die Schweiz, das ist eigentlich eine Liebesgeschichte. Die Schweiz schwärmt für die Bauern, seit die Dichter des 18. Jahrhunderts sie heroisierten. Zur Zeit der Weltkriege mündete die Schwärmerei in eine Ehe: Das Essen war knapp, die Bauern erhielten eine privilegierte Stellung im Staat. Es folgten Jahre im Überfluss, es wurde produziert und konsumiert, immer intensiver. Nun steht der Preis dafür in den Schlagzeilen: Verlust der Artenvielfalt, überdüngte Böden, Pestizide in Gewässern. Vier Wochen vor der Abstimmung zu zwei Agrarinitiativen kommt es zum grossen Krach.

Bauern werden an Stammtischen des Internets als Bodenverseucher, Bundesgeldempfänger und Bientöter beschimpft. Nein-Plakate des Bauernverbands werden angezündet, verzierte Siloballen, die für ein Nein werben, verschandelt. Auf einer steht: «Umweltsäue». Und die Vorwürfe prallen auf Gegenwürfe.

Umweltschützer werden als Öko-Krieger verunglimpft, besorgte Bürger der Dummheit bezichtigt. Ihre Plakate werden abmontiert oder zerstört, und Bauern, die für ein Ja werben, wird von gegnerischen Bauern Gewalt angedroht. Ein Leser kritisiert den Pestizideinsatz

in einem Brief an die NZZ. Er bittet, nur die Initialen unter den Brief zu drucken. Er habe Freunde aus der Landwirtschaft. Er ziehe die Anonymität vor.

Wann haben die Bauern und ihr Land verlernt, miteinander zu reden? Wie konnte es so weit kommen?

Ich rede ständig mit Bauern. Mit Bauern der Grünen, Bauern der SVP, Bauern der FDP, Bauern der Mitte. Ich schreibe über Schweizer Agrarpolitik und lebe mit einem Bauernsohn zusammen. Er ist Landmaschinenmechaniker, und seine zweite grosse Liebe heisst Babsi. Sie ist das Kalb einer Kuh, die er vor Jahren an der St. Galler Olma ersteigert hat. Ich bin Polit-Journalistin und mein Freund der unpolitischste Mensch, den ich kenne. Wir diskutieren nur über ein politisches Thema, die Landwirtschaft. Wir sind selten einer Meinung.

Ich kritisiere die Landwirtschaft oft in Kommentaren. Ich bin dann froh, dass weder mein Freund noch seine Familie noch meine Familie noch andere Freunde die NZZ lesen. Sie lesen den «St. Galler Bauern», den «Schweizer Bauern» oder die «Bauernzeitung». Viele von ihnen sind Bauern.

Wenn die Abstimmungscouverts kommen, legt mein Freund seines normalerweise auf mein Pult. Es fordert mich still auf, das Inhaltliche zu erledigen. Dieses Mal stimme er selbst, das kündigte er vor Wochen an. Er glaubt, ich würde die Zäsur in der Landwirtschaft suchen. Er weiss: Ich bewundere die Bauern für vieles. Aber sie regen mich oft auch fürchterlich auf.

In der Politik verhalten sich die meisten Landwirte stur. Sie politisieren an der Grenze zur Eigensucht. Aber vielleicht habe ich zu sehr auf die Politik fokussiert. Vielleicht habe ich zu selten mit Bauern diskutiert, die mir nahestehen, mit meiner Familie und meinen Freunden. Ich kündige einen Besuch an. Ich will reden.

Mein Cousin, der Systemgegner

Mein Vater schenkte meiner Mutter zum ersten Rendez-vous eine Kiste Äpfel. Er wuchs auf einem Hof im hügeligen St. Galler Land auf, er hätte ihn übernehmen dürfen. Er lehnte ab, wurde Gewerbler und stellte dreissig Jahre lang jeden Bauernsohn ein, der daher-gelaufen kam. Niemand lerne so hart arbeiten wie Bauernkinder, sagte er. Ich bin überzeugt, dass es stimmt.

Der Hof ging an den jüngeren Bruder, meinen Götti, heute führt ihn mein Cousin. Er heisst Roman, ist zweifacher Vater und für einen Bauern ungewöhnlich blass. Er führt einen für Schweizer Verhältnisse grossen Hof, 70 Milchkühe, 50 Hektaren Land, dazu Kälber, Rinder und Schweine. Grüngesinnte nennen Bauern wie meinen Cousin «Vollgas-Bauern». In meiner Familie ist Roman einfach nur Bauer. Andere, meist grüngesinnte, sind Bauern mit einem «Hobby-» davor.

Mein Cousin stieft durch den Stall, ich eile hinterher, ich will wissen: Versteht er die Kritik an der intensiven Landwirtschaft? Wo geht sie ihm zu weit? Er sagt: «Es ist nicht alles sauber, was läuft.» Es werde sehr intensiv produziert, gerade in der Ostschweiz. «Das finde ich nicht super. Also eigentlich wirklich nicht gut.»

Aber mein Cousin ist ein guter Rechner, und seine Rechnung besagt: Die Intensivierung rentiert.

Wir klettern auf den Heuboden. Als mein Grossvater den Betrieb führte, lagerte hier Heu. Unter meinem Götti kamen grosse Futtersäcke dazu, seit mein Cousin Chef ist, sind es noch etwas mehr geworden. Die Futtersäcke enthalten Soja- und Rapsschrot, zugekauftes Kraftfutter, teilweise aus dem Ausland. Mein Cousin nennt es «dieses Zeugs».

Die Trinkwasserinitiative verlangt, dass er auf «dieses Zeugs» verzichtet. Er sagt, er habe bereits versucht, den Anteil zu reduzieren. «Die Milchleistung sinkt. Und die Kühe verdauen schlecht.»

«Ihr verfüttert immer mehr davon», sage ich. «Der Import steigt seit Jahren.»

«Manche Bauern übertreiben es. Aber es rechnet sich für sie, sie handeln unternehmerisch. Man müsste das Futter verteuern, mit einem Zoll, einer Steuer oder so.»

Ich lache. «Eure Lobby hat das in der Politik verhindert.»

Mein Cousin sagt, das glaube er sofort. «Viele Leute verdienen Geld an diesem Futter. Leute mit Beziehungen in die Politik. Die haben es sich bequem gemacht im System.»

Der grösste Futterlieferant der Schweiz gehört zum Agrarkonzern Fenaco. Dessen CEO warnte kürzlich in der Lokalzeitung meines Cousins, die Initiativen seien «existenzbedrohend für die Bauernfamilien der Schweiz». Mein Cousin hat den Artikel aufbewahrt, er spottet: «Existenzbedrohend für uns? Leute wie dieser



Philipp bei der Arbeit

© Christoph Ruckstuhl

CEO haben am meisten zu verlieren. Sie treiben das ganze System hoch.»

Mein Cousin spricht, das realisiere ich bald, ziemlich oft vom «System».

Das Agrarsystem der Schweiz wird beherrscht vom Konzern Fenaco, von der Landwirtschaftspolitik und wenigen Verarbeitern von Rohprodukten. Mein Cousin glaubt, dass das System Fehler enthält. Dass es ökonomische Anreize setzt, viel und intensiv zu produzieren.

Doch Systeme sind schwer fassbar, und mein Cousin, der Bauer, seine Kühe und Futtersäcke auf dem Heuboden – sie sind konkret. Darum steht nun er am Pranger. Er, dieses eine, kleine Schräubchen im System.

Er hat einen Teil des Kraftfutters durch Nebenprodukte aus der Bierherstellung ersetzt. Das sei aufwendig, aber sinnvoll, sagt er. «Doch alle reden nur über das verdammte Soja.»

Das heimliche Herz des Hofes meiner Familie ist die Werkstatt. Sie ist ein eigentlich

kalter Ort mit Werkzeug an der Wand, doch sie verbindet Stall und Haus. Mein Vater erzählt, er sei als junger Erwachsener nach dem Ausgang rückwärts durch die Werkstatt ins Haus gelaufen, damit er, wenn sein Vater gekommen wäre, so hätte tun können, als sei er frühmorgens unterwegs zum Stall.

Ich kannte meinen Grossvater kaum. Ich höre, er war ein engstirniger Mensch. Mein Cousin Roman hingegen schwirrt frei. Er beginnt viele Sätze und beendet wenige, als würde er Gedanken anspinnen und mittendrin von interessanteren abgelenkt. Er sagt: «Dem müsste man mal nachgehen», oder: «Das müsste man recherchieren.» Und er ist spitzbübisch radikal.

Wir stehen in der Werkstatt. Er lehnt an der Werkbank, er sagt: «Das Schlauste wäre ein grosser Chlapf. Man müsste alles über den Haufen werfen, alles auf null setzen in der

Landwirtschaft. Man müsste die grosse Reform anzetteln.»

Ich lache. «So reden grüne Politiker und die Pestizid-Initianten!», sage ich.

Mein Cousin lacht auch. Er mag ein Systemgegner sein. Aber etwas ist er bestimmt nicht: ein Grüner.



Philomena und der Hund des Hofes

© Christoph Ruckstuhl

Von Kindesbeinen an

Wenn ich früher vom Hof meiner Freundin Philomena nach Hause fuhr, keuchte ich auf dem Velo. In meiner Erinnerung war der Weg hoch zum Dorf ein Stotz, aus heutiger Betrachtung ist es eine steilere Strasse. Sowieso schien früher alles grösser auf diesem Hof: die Kühe, der Hund, die Schweine, das Haus.

Philomena und ich wuchsen in einem Dorf auf bei St. Gallen. Wir besuchten dieselbe Klasse, denselben Turnverein und dieselbe Gruppe bei der Jungwacht Blauring. Im Zeltlager war sie das einzige Mädchen, das die Motorsäge bedienen konnte. Im Turnverein lief sie über 800 Meter schon auf die Zielgerade, wenn ich erst in die zweite Runde bog.

Jetzt ist Philomena Milchbäuerin, verheiratet, Mutter, Physiotherapeutin und noch immer meine Freundin. Jeden November binden wir Adventskränze auf ihrem Hof, und wenn ich meinen zur Hälfte habe, fängt sie schon den zweiten an. Im Grunde hat sich wenig verändert an unserem Verhältnis. Sie ist noch immer die Stärkere.

Wir sitzen in ihrer Stube. Ich frage, wie sie die Pestizid-Debatte empfinde. Sie sagt: «Es geht uns einfach zu gut. Wir diskutieren ein Luxusproblem.» Sie führt ihren Hof weniger intensiv als mein Cousin. Ihr Mann sage, sie seien eigentlich dumm: Wer intensiver arbeite, profitiere. Sie sagt: «Ich bezweifle, dass die Natur dir etwas zurückgibt, wenn du immer mehr von ihr verlangst.»

Philomenas Bauernhof war ein exquisiter Spielplatz. Wir schliefen im Heu und entstaubten alte Pferdeboxen. Wir stolperten über die Wiesen und tilgten Unkraut, eine hielt die Herbizidpumpe, die andere zielte. Philomena sagt, sie habe aufgehört, das Unkraut auf der Wiese zu spritzen. Sie sticht es neu aus, so wie die Biobauern. «Darum nerven mich diese Initiativen so. Man tut, als hätte sich gar nichts verändert.»

In Philomenas Stube steht ein Puppenhaus. Ich bewundere es, Philomena sagt, es sei «neu renoviert». Das erinnert mich an meinen Freund, den Landmaschinenmechaniker. Er reparierte im Sommer einen Trettraktor für Kinder. Das Spielzeug war über zwanzig Jahre alt, ein Landwirt hatte den Traktor in die Werkstatt gebracht. Ich konnte es kaum fassen.

Es stimmt schon, was die Bauern sagen: Sie haben Nachhaltigkeit in der DNA. Sie leben

bescheiden, selbst die reichen unter ihnen, sie kritisieren zu Recht, dass die Leute viel von den Bauern verlangen und wenig von sich selbst. Vom eigenen Konsumverhalten. Gerade weil die Bauern im Kern nachhaltig sind, verstehe ich nicht, wie sie die Augen vor ein paar Problemen verschliessen.

Die Akademie der Naturwissenschaften schreibt in einem Faktenblatt, der heutige Einsatz von Pestiziden belaste die Umwelt «beträchtlich». Ich erzähle Philomena davon, ich frage: «Macht dir das gar keine Angst?»

«Die Messungen sind viel genauer geworden. Das heisst noch nicht, dass das Trinkwasser schlecht ist.»

«Es geht auch um Vögel und Insekten, um Biodiversität.»

«Dann rede doch mal mit Einfamilienhausbesitzern. Die spritzen ihre Steingärten. Die behandeln die Flachdächer mit Herbiziden. Sie streichen die Fassaden mit fungizidem Material.»

«Der Einfamilienhausbesitzer bekommt kein Geld vom Staat, so wie ihr. Das ist nicht dasselbe.»

«Aber das Resultat ist dasselbe! Die Umwelt wird trotzdem verschmutzt.»

Ich denke zurück an die Primarschule. Dort mussten wir jeden zweiten Freitag einen Test im Kopfrechnen ablegen. Philomena heimste Sechser ein, ich die schlechtesten Noten meiner Schulkarriere. Wenn ich ungenügend war, musste mein Vater die Prüfungen unterschreiben, und beim ersten Mal sagte ich, der Test sei schwierig gewesen. Andere hätten noch tiefere Noten. Mein Vater, der Bauernsohn, fand, das sei eine schlechte Ausrede. Ich habe sie dann nie mehr benutzt.

Eine Frage der Sprache

Mein Cousin Roman reiste mit 20 nach Neuseeland. Er arbeitete auf einem Milchbetrieb und lernte Englisch. Viele Bauern bauern sogar noch im Sprachaufenthalt. Das hat mich immer fasziniert. Mein Cousin sagt: «Milchwirtschaft funktioniert auf der ganzen Welt gleich. Die Kühe fressen Gras und machen Mist. Du kannst kein Wort verstehen, aber die Arbeit korrekt erledigen.»

Mein Cousin beherrscht die Sprache der Milchbauern. Ich frage mich, ob der Rest der Gesellschaft sie verlernt hat.

Vielleicht ist die Arbeit der Bauern uns so fremd geworden, dass wir Anpassungen

verlangen, die unmöglich sind. Aber Biobauern produzieren auch Lebensmittel. Sie sagen: Ertrag und Ressourcenschutz gehen zusammen. Wir beweisen, dass es geht.

Doch Biobauern und konventionelle Bauern sprechen unterschiedliche Sprachen. Konventionelle übersetzen «Bio» mit «Beschiss In Ordnung», viele unterstellen der Biolandwirtschaft Betrug. Mein Cousin Roman erzählt von einem Bionachbarn, der «wahrscheinlich wirklich bio» mache. Ich frage, wie er darauf komme. Er sehe es den Kühen an, sagt er. «Die sehen aus wie Biokühe. Mager.»

Mein Cousin erzählt vom Jahr 1908, als deutsche Chemiker herausfanden, wie Stickstoffdünger sich synthetisch herstellen lässt. Es war «die vielleicht wichtigste Erfindung, von der die meisten Menschen noch nie etwas gehört haben», so formuliert es der Microsoft-Gründer Bill Gates.

Mein Cousin sagt: «Bio ist, was wir davor hatten, und davor hatten wir immer wieder leere Teller. Stickstoffdünger ist gut.»

Ich: «Aber wir düngen jetzt zu viel.»

«Die Frage, was zu viel ist und was zu wenig, ist schwierig zu beantworten.»

«Die Wissenschaft beantwortet es doch», sage ich. «Sie sagt: Die Schweiz bringt zu viel Dünger aus. Wir stehen europaweit an der Spitze.»

«Wir müssen einen Weg finden, der für die Umwelt erträglich ist. Aber Lebensmittel kultivieren bedeutet auch, zum Ertrag zu schauen. Nur extensivieren, einfach den Retourgang einlegen, das kann es nicht sein.»

Mein Cousin lehnt die Trinkwasser- und die Pestizidinitiative ab. Er glaubt, dass die Zukunft der Landwirtschaft nicht in der Vergangenheit liegen kann. Ich gehe mit ihm einig, aber ich weiss auch: Laut der Wissenschaft ist der Status quo unhaltbar. Was ist dann die Alternative?

Ich habe mich oft gefragt, wie im Kampf um die «industrielle Landwirtschaft» untergehen kann, dass der Rest der Gesellschaft schon im nächsten Zeitalter lebt. Die Digitalisierung der Höfe kann die Landwirtschaft viel ökologischer machen. Sie wird gezielte Düngung erlauben. Roboter werden Unkräuter oder Schädlinge eliminieren können. Experten gehen davon aus, dass wir so bis zu 90 Prozent der Pflanzenschutzmittel einsparen werden.

Das Problem ist: In der Schweizer Agrarpolitik wird die Digitalisierung kaum gedacht. Sie wird das Berufsbild der Bauern verändern – und danach sehnt sich niemand. Bauer sein ist nie nur Beruf. Es bestimmt die Identität.

Vergangenen Herbst wurde meine Grossmutter beerdigt. In der Kirche las eine Tante den Lebenslauf vor. Er war schön und treffend, er bestand aus Verben der Arbeit: rüsten, nähen, lismen, flicken. Putzen, ernten, rechnen, misten. Meine Grossmutter schaffte mit den Händen, und sie schaffte viel. Im Alter entschuldigte sie sich bei jedem Wiedersehen dafür, dass sie nicht mehr arbeiten könne. Sie glaubte, wenn die Arbeit vorbei sei, sei es auch das Leben.

Die Frage, was «Bauer sein» bedeutet, beschwert jede Kritik an der Landwirtschaft. Für meinen Cousin bedeutet es: Milch produzieren. Dafür steht er sonntags, wenn «wenig» Arbeit ist, um viertel vor sechs im Stall. Mein Cousin richtet das Leben nach der Arbeit – so wie Philomena, wie fast alle Bauern der Schweiz. Darum sind die Bauern von der Kritik an ihrer Arbeit so verletzt. Sie kann formuliert sein als Kritik an einer Praxis, an einer Arbeitsweise. Sie wird verstanden als Kritik an Leben und Identität.



© Christoph Ruckstuhl

Kultur, Gegenteil von Natur

«Es geht los», schreibt ein Freund per WhatsApp. Es ist ein Dienstag Ende April. Der Wetterdienst kündigt Regen an. Der Freund, Philipp, ein Obstbauer, befürchtet Pilzbefall. Er will Pflanzenschutzmittel spritzen und nimmt mich mit. Ich fahre zu seinem Hof an der Grenze zum Thurgau. Ich höre ihn in einem Lagerraum hantieren.

Im Raum lagern Kanister, Dosen, Fläschchen und Säcke. Ich trete ein und rümpfe die Nase. «Es riecht nach Chemie», sage ich. Er lacht und antwortet: «Man gewöhnt sich daran.»

Am Vorabend des ersten Shutdowns trank ich mit Philipp Bier in einer heruntergekommenen Beiz. Im August feierten wir seinen 30. Geburtstag neben dem Schweinestall. Es war unbeschwert und fröhlich, Philipp hatte, wie so oft im Sommer, ein sonnenverbranntes Gesicht. Er kultiviert Äpfel, Zwetschgen, Birnen, Christbäume und hält Schweine. Das sind hochintensive Kulturen. Sie sind auch rentabel.

Philipp verdient sein Einkommen am Markt. Er bekommt kaum Direktzahlungen vom Bund. Wird die Trinkwasserinitiative angenommen, verzichtet er lieber auf das Bundesgeld als auf Pestizide. Dann darf er heutige Ökowiesen landwirtschaftlich nutzen, auch andere Vorschriften fallen weg. Darum sagen die Bauern und der Bundesrat, die Trinkwasserinitiative schade mehr, als sie nütze.

Vor dem Lagerraum mit den Kanistern rattert ein Traktor. Philipp hat ein Fass angehängt. Er öffnet den Deckel, misst Flüssigkeiten und Pulver ab, kippt sie in das Fass. Ich stehe im Weg und frage: «Was spritzen wir denn?»

Er liest: Fungizide gegen Mehltau und Schorf, verschiedene Dünger, einen Blattdünger, noch ein Mittel gegen Mehltau. «Eine ziemliche Mischung!», necke ich.

Philipp legt die Liste weg. «Die Äpfel stehen in der Blüte», sagt er. «Das ist der heikelste Zeitpunkt. Da schaust du, dass du gut abgedeckt bist.»

Er sagt auch, die meisten Produkte seien im biologischen Landbau zugelassen. «Das kannst du praktisch trinken.» Ich lache. Ich kenne seinen Hang zur Übertreibung.

Philipp ist ein Lieblingskind der Medien. Das «St. Galler Tagblatt» begleitete ihn einst

zum Christbaumverkauf auf den Klosterplatz. Gegenüber dem «Migros-Magazin» erzählte er, er könne sich «nichts Schöneres vorstellen, als in der Natur zu arbeiten und das Wechselspiel von der Blüte bis zur Ernte mitzuerleben». Einmal drehte die Migros Werbung auf seinem Hof. Er stand im Film breitbeinig im Obstfeld, schnallte einen Erntekorb um, las eine Frucht ab, legte sie sanft in den Korb.

Ich lachte, als ich die Werbung zum ersten Mal sah. Es war nah an Kitsch.

Im Tank des Traktors schäumt die Chemie. Philipp wirft einen prüfenden Blick hinein. «Du erinnerst mich an den Typen aus Breaking Bad», sage ich, «du weisst schon, den Giftmischer!» Er lacht und mischt weiter. Die Serie hatte ihm schlechter gefallen als mir.

Später zwänge ich mich neben Philipp in die Kabine des Traktors. Es ist nach acht Uhr abends, es dämmt. Darauf warten die Bauern, wenn sie Pflanzenschutzmittel spritzen. Die Bienen sollen zurück im Stock sein. Philipp lenkt auf die Bäume zu, sie sind akkurat in Reihen gepflanzt. Ich frage, wie oft er das bis zur Ernte wiederholen müsse. «Acht bis zehn Mal, je nach Wetter», sagt er. Er blickt über eine Schulter zum Tank. Die Drüsen versprühen Dünger und Pestizide. Ich bewundere die Szenerie.

Man nennt den Ort, wo Obstbäume aufgezogen werden, Baumschulen. Ich halte es für eine der treffendsten Bezeichnungen unserer Sprache. Obstfelder haben etwas unglaublich Diszipliniertes. Sie sind aufgeräumt und geordnet. Sie sind das Gegenteil von Natur.



Obstproduzent Philipp versprüht Pflanzenschutzmittel.

© Christoph Ruckstuhl

Wir haben ausgespielt

Bauern haben ein eigenes Verhältnis zur Natur. Es ist eng – und gerade deshalb pragmatisch. Auf dem Hof meiner Freundin Philomena lebt, seit ich denken kann, ein Hund. Wenn er stirbt, kommt ein neuer, und der neue heisst wie der alte, Hektor. Bauern kennen die Natur besser als wir. Sie sind sich ihrer Grenzen bewusst.

Philomena zieht Gemüse in einem Garten neben dem Haus. Sie spritzt dort keine Chemie, sie sagt, sie denke schon, «dass dieses Zeugs uns nicht guttut». «Aber im Garten wächst dann nur, was wachsen will. In einem guten Sommer ernte ich viel. Im schlechten wenig. Das Rüebli hat mal zwei Beine, und der Broccoli ist klein. Im Laden kauft das niemand.»

Der Hausgarten ist Philomenas Hobby, ihr Spielplatz, so wie es früher der Hof für uns Kinder war. Jetzt sichert der Hof ihre Existenz. Er ernährt ihre Familie – und ernährt er nicht auch uns?

Bei meinem Freund Philipp mussten vor ein paar Jahren 8000 Apfelbäume gerodet werden. Sie waren von einer bakteriellen Seuche befallen, dem Feuerbrand. Als die Familie die Infektion entdeckte, wurden Schwiegereltern und Verwandte zusammengerufen. Sie gingen von Baum zu Baum, kontrollierten Ast für Ast. Die Krankheit hatte sich weit ausgebreitet.

Die Lokalzeitung schickte einen Reporter. Der Bericht liest sich wie eine Reportage vom Ort einer Naturkatastrophe. Die Mutter weinte und bedankte sich für die Solidarität. Der Vater sagte, man müsse «vorwärtsschauen»: Nur wenn Feuerbrand künftig mit Antibiotika bekämpft werden dürfe, sagte er, ergebe es «überhaupt noch Sinn, Äpfel anzupflanzen».

Heute sind Antibiotika in der Feuerbrandbekämpfung verboten. Philipp pflanzt, wie der Vater, noch Äpfel an. Er sagt, man habe die Krankheit im Griff: «Wir roden sofort, wir schneiden raus, wenn etwas befallen ist.»

Ich sage: «Es könnte beim chemischen Pflanzenschutz ähnlich sein. Vielleicht sagen wir jetzt: Es geht nicht ohne. Dabei fänden wir Alternativen.»

«Wir verwirren heute schon Schädlinge mit natürlichen Botenstoffen, das ist eine neue Technik. Aber davon spricht niemand.»

«Vielleicht müssten wir intensiver nach neuen Techniken suchen.»

«Wir suchen doch. Es wird viel geforscht. Aber das braucht Zeit. Das geht nicht von heute auf morgen.»

Philipp sitzt in Handwerkerhosen auf dem Traktor. Ich sehe ihn zum ersten Mal bei der Arbeit, ich kenne ihn nur frisch gekleidet, rasiert, frisiert und gewaschen. Er tritt makellos auf, und makellos kultiviert er seine Äpfel. Er sagt: «Wenn du schöne Äpfel willst, geht es heute nur mit Pflanzenschutz. Jeder, der das Gegenteil behauptet, lügt.»

Im Radio hatten sie am Mittag berichtet, dass Pestizide die Spermienqualität beeinflussen. Ich erzähle Philipp davon. Die Forscher hätten 3000 Proben von Rekruten untersucht, «die Söhne von Coiffeusen und Bäuerinnen waren besonders betroffen».

Philipp lacht.

«Im Ernst», sage ich. «Weil Coiffeusen und Bäuerinnen mit Chemie arbeiten.»

«Gut, habe ich mich damals von der Coiffeuse getrennt», witzelt er. «Ein Bauer und eine Coiffeuse: Das hätte ja Kinder gegeben!»

Philipp wird bald mit seiner Freundin zusammenziehen, sie ist Physiotherapeutin. Sie beziehen das Bauernhaus auf dem Hof, Mitte Juni, kurz vor oder nach dem Abstimmungstag. Er sagt, es gebe dann hoffentlich zwei Gründe für ein Fest, «da kommst du dann auch». Ich sage Ja, ich käme gern.

Zur Entfremdung gehören zwei

Kürzlich las ich in der Zeitung ein Protokoll aus einer Paartherapie. Die Paartherapeutin sagte, es gebe drei Sorten von Beziehungen: Miteinander, Nebeneinander und Gegeneinander. Gegeneinander-Paare, so las ich, «erkennen sofort den Splitter im Auge des anderen, aber nur selten den Balken vor dem eigenen Auge».

Ich dachte: Die Bauern und die Schweiz sind ein Gegeneinander-Paar.

Bundesrat Guy Parmelin beklagte vergangene Woche im «Blick», die Gesellschaft habe sich von den Bauern entfremdet. Früher habe jeder einen Landwirt gekannt, einen Grossvater, einen Onkel. «Heute haben die Leute diesen Bezug verloren.»

Ich glaube, das stimmt. Die Bauern sind der Gesellschaft fremd geworden, ihre Arbeit, die Zwänge der Natur, die Tatsache, dass Natur und Kultur sich unterscheiden. Aber zu jeder Entfremdung in einer Beziehung gehören zwei.

Hätte mein Freund Philipp einen Grossvater beim Gewässerschutz, könnte er die Kritik am Pestizideinsatz eher nachvollziehen. Hätte in meiner Familie jemand Biologie studiert, würde mein Cousin vielleicht weniger düngen. Viele Bauern unterschätzen die Gefahren der intensiven Landwirtschaft. Viele Konsumenten unterschätzen ihren Nutzen.

Beides – Nutzen und Gefahr – ist wissenschaftlich belegt. Darum wäre der grosse Krach, würde er leiser geführt, eine grosse Chance.

Wir könnten ein Miteinander-Paar sein. Wir könnten die Landwirtschaft von morgen denken, wenn alle «die Balken vor dem eigenen Auge ablegen» würden. Die Bauern und die Gesellschaft haben ein Haus auf Lebzeiten bezogen. Sie leben eine Ehe, die keine Scheidung zulässt. Jede Ehe kommt mit Rechten und Pflichten, und sie werden ständig neu verhandelt. So sagen sie es an Hochzeiten.

Der

Newcomer-Preis 2022

wird

Finn Schlichenmaier

für seinen Artikel

Welche Klimajugend?

erschienen im DAS MAGAZIN vom 6. November 2021

verliehen.

Zürich, 28. Juni 2022

Die Jury:



Hannes Britschgi



Lisa Feldmann



Nina Jecker



Christina Neuhaus



Paula Scheidt



Hansi Voigt



Stefan von Bergen

Preisträger



Finn Schlichenmaier

Geboren 1998, aufgewachsen in Erlenbach. Als kleiner Junge keine Kanone auf dem Fussballplatz, weil mein Kopf oft überall war, nur nicht beim Ball. Schon immer etwas verträumt, schon immer Freude daran gehabt, über Dinge nachzudenken. Bei Aufsätzen jedoch lang eine Null. Vielleicht auch daher die Faszination mit dem Schreiben: Weil es ein Enigma für mich war, das ich unbedingt entschlüsseln wollte (und immer noch ist). Erst in meinen späten Schuljahren hatte ich den Dreh raus. Dann zeigte sich, dass das Verfassen von grösseren Arbeiten meine schulische Spezialität war. Fragen der Gegenwart mittels Recherche und Denkarbeit zu ergründen und darüber zu schreiben, war meine Stärke und machte mir Spass. Journalismus war nur eine logische Fortführung davon. Nach der Matura zuerst ein Jurastudium angefangen, dort aber schnell eine Krise gekriegt und entschieden zur Soziologie gewechselt. Neben der Universität viel Zeit im Restaurant als Kellner und Chef de Service verbracht und erste journalistische Versuche bei der Studierendenzeitung unternommen. Nach Studienabschluss als Praktikant beim Magazin, seither freischaffend unterwegs. Ich wohne, arbeite und lebe in Zürich.

Hier können Sie den Artikel hören:



Laudatio

Laudatio für Finn Schlichenmaier
von *Nina Jecker*

Mythos Klimajugend. Die Oberzeile von Finn Schlichenmeiers Text provoziert. Wieso Mythos? Wir haben uns doch gerade so sehr über diese neue, engagierte Jugend gefreut. Die fahren Zug, um unsere Billigflüge auszubügeln. Sie kaufen Secondhand, weil wir so viele Jahre lang viel zu viel konsumiert haben. Sie fordern Mehrweggeschirr, CO₂-Gesetze und Verzicht. Ach, was haben wir aufgeatmet, als die Fridays-for-Future-Kids durch die Städte zogen: Die Versäumnisse der Vergangenheit werden endlich wieder gut gemacht.

Und jetzt kommt Finn Schlichenmaier – und zerstört diese Vorstellung in einem einzigen Text. Er, selber ein junger Mensch Anfang Zwanzig, der mittlerweile zwar gerne die Welt retten würde, aber in Bezug auf seine eigene Generation wenig Hoffnung hat. Im vorliegenden Text wirft er einen entlarvenden Blick auf seine Altersgenossinnen und -genossen, für die ein neues iPhone und trendige Schuhe mehr zählen als Nachhaltigkeit und Umweltschutz. Auch sich selbst schon er nicht, sondern erzählt, wie auch er, der Geläuterte, noch vor wenigen Jahren Konsum statt Klima im Kopf hatte. Schonungslos steigt er denn auch mit einer Szene in den Text ein, in der er selbst als Teenager stundenlang für einen neuen Sneaker Schlange steht. Und er erzählt vom Druck, mit billigen Airlines an malerische Strände zu fliegen, um auf Instagram ein paar Herzchen einzuheimsen.

Der Autor hat seine Bachelorarbeit über die Zusammenhänge von Social Media, Konsum und Klimakrise geschrieben und zeigt im ausgezeichneten Text nicht nur auf, wie

sich das Internet im Laufe der Zeit vom digitalen Neuland zu einem Tempel des Materialismus entwickelt hat, sondern geht darüber hinaus der Frage nach, welche Konsequenzen das für unsere Gesellschaft im Allgemeinen und den Umgang junger Menschen mit Ressourcen im Besonderen hat. Eloquent, selbstkritisch und gnadenlos zerschmettert er dabei unsere offenbar naive Vorstellung einer Jugend, die durch Verzicht und Engagement für ein Klima-Happy-End sorgen wird. Und wirft uns damit unsere eigene Verantwortung wieder vor die Füße. Für diese Leistung hat Finn Schlichenmaier ganz klar den Newcomerpreis des Zürcher Journalistenpreises verdient.

Welche Klimajugend?

Erschienen am 6. November 2021

Junge Menschen engagieren sich ganz besonders für den Klimaschutz, heisst es. Unser Autor, dreiundzwanzig Jahre alt, sagt: Das stimmt nicht.

Von Finn Schlichenmaier

Vor sechs Jahren, an einem frostigen Dezembermorgen, ertrugen ich und ein paar Dutzend andere Jugendliche drei Stunden in einem Menschengedrange, in dem es so beklemmend war, dass einige von aussen aus dem Pulk herausgezogen werden mussten, weil sie keine Luft bekamen. Wir hatten uns in aller Früh vor einem Schuh laden im Niederdorf versammelt, um einen eher hässlichen, aber heiss begehrten Schuh zu ergattern, der nur in limitierter Stückzahl produziert wurde. Einen Release nennt man so etwas: Den vorangekündigten Verkauf von hochgehypten Kleidungsstücken, deren Menge absichtlich knapp gehalten wird. Die Käufer:innen, solche wie uns damals, nennt man «Hypebeasts», weil sie wie wild jedem Modetrend hinterherjagen, um andere zu beeindrucken.

Man drängelte und druckte in Richtung des Ladeneingangs. Der Herdentrieb war so stark, die Befürchtung, leer auszugehen, so gross, dass ein Druck entstand, der einem die Brust quetschte und trotz der winterlichen Kälte den Schweiss aus den Poren trieb. Die Gesichter waren angespannt, der Gesprächston rau. Ich musste mich immer mal wieder auf die Zehenspitzen stellen, um nach frischer Luft zu schnappen. Als sich die Ladentür öffnete, übergab sich jemand neben den Eingang, wischte sich den Mund ab und stürmte hinein ins Gerangel, um für einen Designerschuh 270 Franken hinzublättern. Auch ich kam zu meinem Glück.

Damals war ich siebzehn. Ein paar Jahre später konnte ich kaum fassen, was ich mir damals angetan hatte. Für ein Paar Schuhe! Ich sah es als pubertäre Verirrung, was es wahrscheinlich auch war, jedenfalls teilweise. Erst nach einer ganzen Weile begann ich zu begreifen, dass dieses Erlebnis nicht nur über eine Phase in meinem Leben etwas aussagt, sondern auch über eine Generation, über deren Wünsche und Ziele offenbar ein grosses Missverständnis herrscht. Denn das ist keine Klimajugend, sondern eine Konsumjugend, die da heranwächst. Und es sind die sozialen

Medien, die mich und viele andere dazu werden liessen und lassen.

Eine schöne neue Welt

Mein Facebook-Profil erstellte ich mit zehn Jahren. Es fühlte sich damals an wie ein Abenteuer, weil die Plattform noch so neu und unvertraut war. Mit vierzehn hatte ich meine Eltern so weit, mir ein iPhone zu kaufen. Ein Jahr später kam Instagram, das soziale Netzwerk, auf dem man Fotos postet (vor allem von sich selbst) und die Fotos anderer liken, teilen und kommentieren kann. Spätestens als unsere Klasse zum Pilotprojekt erklärt wurde und fortan jede:r den Unterricht mit einem eigenen iPad bestreiten sollte, gab es keine Hürde mehr zwischen uns und den Bildschirmen.

Wir waren berauscht, natürlich. Vor uns tat sich eine Welt auf, die noch nicht von den Erwachsenen abgesteckt worden war. Wir konnten sie zuerst erkunden, das verband. Wir waren immer beieinander, vor allem, wenn wir nicht beisammen waren, und wahrscheinlich wusste keine Generation vor uns so viel über ihr Umfeld wie unsere. Selbst über Personen, mit denen man noch nie ein Wort gewechselt hatte, konnte man sagen, wo sie ihre letzten Ferien verbracht und welche Schuhe, T-Shirts und Hosen sie dort getragen hatten.

Irgendwann dämmerte mir dann, dass irgendwas nicht stimmte mit dieser schönen neuen Welt. Alle schienen so hübsch, so stylish, so schlank. Alle machten Ferien an Stränden mit weissem Sand und türkisblauem Meer. Alle hatten so viele Freunde. So viele Schuhe. Und waren ständig an irgendwelchen Partys, von denen ich nichts mit bekam. Obwohl ich wusste, dass das eine verzerrte Wirklichkeit war, gab es kein Entrinnen vor dem sozialen Vergleich. Man blieb unweigerlich auf der Strecke, wenn man sich nicht bemühte. Ich wollte dabei sein. Glaubte, irgendwelchen Influencer:innen teure Hemden nachkaufen zu müssen, damit das mal klappte mit den Likes. Verspürte einen unbändigen Impuls, Bilder zu posten, wenn ich auf Reisen war, die mich nur noch an Orte führten, die sich gut fotografieren liessen. Und zeigte mich natürlich auch mit den Schuhen, für die ich mich drei Stunden lang habe zerdrücken lassen.

Dass das Internet zu einem Ort werden würde, der von Konsum und Materialismus durchdrungen ist, war um die Jahrtausendwende

alles andere als klar. Im Gegenteil: Viele Stimmen prophezeiten eine neue, postmaterielle Ära, die durch die Geburt des Internets eingeläutet werden würde. Der Liedtexter und Bürgerrechtler John Perry Barlow artikuliert diese Vision 1996 am Weltwirtschaftsforum in Davos in seiner «Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace»: Der Cyberspace sei ein hierarchieloser, diskriminierungsfreier Raum, bar jeglicher Materialität, weil er nur aus Transaktionen, Beziehungen und Gedanken bestehe.

Heute wissen wir, dass es anders gekommen ist. Dass in den sozialen Medien Reputationen zerstört und Parallelwelten kreiert werden, dass der soziale Wert von Menschen anhand der Zahl von Followern und Likes vermessen wird. Vor allem sind die sozialen Medien zu einem Marktplatz geworden, auf dem es darum geht, sich Anerkennung zu erkaufen, indem man die Lebensweisen imitiert, die meistgeliked sind – und viel Geld für die Accessoires ausgibt, die zu dieser Imitation nötig sind.

Das Generationending

Im Internet sind die sozialen Medien wohl das meistgenutzte digitale Angebot, für viele sind sie ein Synonym. Fast die Hälfte der Weltbevölkerung nutzt Social Media regelmässig und verbringt im globalen Durchschnitt knapp zweieinhalb Stunden täglich auf den sozialen Medien. In der Schweiz entfallen die weitaus grössten Stücke davon auf Facebook, Instagram und Youtube. Und deren Konjunktur halt an: Schätzungen zufolge gab es im Corona-Jahr 2020 einen Zulauf an Nutzern von dreizehn Prozent.

Als mir meine Eltern mal wieder unter die Nase rieben, wie viel Geld ich einst für ein Flanelhemd ausgegeben hatte, kam ich ins Grübeln. Wieso war das für sie eine so offensichtliche Absurdität? Auch ich kaufe heute Secondhand, aber ich bezweifle, dass das für meine Altersklasse generell gilt. Ja, die Verwunderung meiner Eltern ist ein Generationending, aber es waren Facebook und Instagram, die meine Generation geprägt und geformt haben. Oder wieso studieren eigentlich alle um mich herum ein MINT-Fach oder Betriebswirtschaft? Wegen der Schönheit ökonomischer Theorien – oder um später möglichst üppig zu verdienen und sich schnell einen dicken Tesla vors Haus stellen zu können? Meine Kommiliton:innen sind besessen von

Bitcoins. Dass die Kryptowährung eine gewaltige Energieschleuder ist, kritisieren sie erst, seit Elon Musk in einem Tweet darauf hingewiesen hat und der Kurs in den Keller rasselte. Ist das die Klimajugend?

Für Ökologie habe ich mich, als ich noch im Social-Media-Universum lebte, nicht interessiert. Auf dem Laufsteg Instagram schrumpft die Halbwertszeit neuer Kleidermoden auf Hundejahre – eine Entwicklung, die in Fast Fashion ihren zeitgemässen Ausdruck findet. Ich erinnere mich, wie ich neuen Daunenjacken nachlief, obwohl ich ein Jahr zuvor eine gekauft hatte, diese mir aber bereits antiquiert erschien. Ich erinnere mich auch an den Rausch, als ich den Trend gelesen und die richtige Daunenjacke geshoppt hatte. An die Komplimente und die Anerkennung meiner Freund:innen, in denen ich daraufhin baden durfte. An die Illusion, an vorderster Front des guten Modegeschmacks mitzukämpfen. Und eben auch daran, wie ich bei alledem keinen einzigen Gedanken an die Umwelt verschwendete.

Als ich einen Bekannten, er studierte Betriebswirtschaft, doch einmal fragte, was denn seiner Meinung nach die Lösung des Klimaproblems sei, antwortete er: «Ich glaube schon, dass es so etwas gibt wie Effizienzsteigerungen.»

Klimakiller Instagram

Es war so normal, sich über alles auszutauschen, was neu war: Über Accessoires, iPhones, Drohnen, E-Zigaretten. Was halt gerade so auf den Markt kam. Immer war man auf der Suche nach dem letzten Schrei, der alles rechtfertigte, insbesondere den nächsten Kurzstreckenflug. Mit erwachendem Klimabewusstsein begannen mich die Plattformen dann zu befremden. Auch ich mich selbst: Warum nochmal musste ich mir diese Daunenjacke kaufen? Mit dem Umzug in die Stadt begegnete ich einem neuen, urbanen Umfeld, in dem der Schutz der Umwelt eine zentralere Rolle spielte. Ich empfand die Konsumkultur, die auf den sozialen Medien ausgelebt wurde, zunehmend als anachronistisch, denn sie ignorierte, was uns, die junge Generation, eigentlich beschäftigen müsste: unsere Zukunft. Mir wurde der Fleischkonsum fragwürdig, die Flugreisen, auch Facebook. Schliesslich löschte ich mein Instagram-Profil.

In meinem Soziologiestudium stiess ich erst auf Studien, die nahelegen, dass soziale Medien materialistische Wertorientierungen fördern. Ich fand interessant, dass sich die Wissenschaft dieser Frage angenommen hat, das Ergebnis hat mich aber nicht weiter überrascht. Hellhörig wurde ich, als ich las, dass ganz ähnliche Effekte bereits für das Fernsehen dokumentiert sind – und dass belegt werden konnte: Wer viel glotzt, ist materialistischer und deshalb auch weniger umweltbewusst. Warum sollte es bei den sozialen Medien anders sein?

«Hin- und hergerissen zwischen Klima und Konsum: Vielleicht ist dies das grosse Unbehagen meiner Generation.»

Ich recherchierte weiter und fand ein ganzes Korpus an psychologischer Forschung, die um die Frage kreist, wie sich Materialismus auf das Umweltbewusstsein und umweltfreundliches Verhalten auswirkt. Grüne Einstellungen und die Wertschätzung von Hab und Gut stehen demnach in der Werteforschung an entgegengesetzten Polen. Das heisst, dass es «relativ schwierig und ungewöhnlich für Individuen ist, beide Wertorientierungen zu befürworten», wie Autor:innen einer Auswertung von 13 Studien zum Thema schreiben. Tim Kasser, emeritierter Psychologieprofessor am amerikanischen Knox College, mahnt in seinem Buch «The High Price of Materialism», man müsse die Rolle des Materialismus für die Umweltzerstörung sehr ernst nehmen. Durch die Forschung sah ich bestätigt, was ich bislang nur vermutet hatte: Instagram ist ein Klimakiller.

Wichtig ist Wohlstand

Ich habe das Thema für meine Abschlussarbeit gewählt und untersuchte eine Jahrgangskohorte, in deren Jugend die Ausbreitung der sozialen Medien fiel, also die Geburtsjahrgänge 1990–2000. Da es für die Schweiz keine vergleichbar breite Datenbasis gibt, griff ich auf das Sozioökonomische Panel zurück – die grösste und am längsten laufende Längzeitdatenerhebung in Deutschland – und verglich auf dieser Grundlage das Werteprofil dieser Generation mit den Werten früherer Generationen. Ich stellte fest: Die junge Generation ist materialistischer und weniger umweltbewusst als ihre Vorgänger. Die Klimajugend repräsentiert also keineswegs die

Generation, der sie entstammt, sie ist nur ein – vermutlich kleiner – Teil von ihr.

Ihr steht die Mehrheit einer Jugend gegenüber, die das hohe Umweltbewusstsein der Klimajugend locker wettmacht. Das liesse sich auch an den Parteipräferenzen ablesen, wie Politologe Fabio Wasserfallen mir per Zoom ausführt: «Die höchsten Wähleranteile bei den Jungen kriegt die SVP. Dann kommen die Grünen.»

Ein ähnliches Bild zeigte sich bei der Abstimmung zum CO₂-Gesetz diesen Juni. Die Tamedia-Nachbefragung zum Abstimmungs-sonntag zeigte, dass 58 Prozent der 18- bis 34-Jährigen die Vorlage abgelehnt hatten. Wasserfallen, der die Nachbefragung durchgeführt hat, weist ausdrücklich darauf hin, dass diese hohe Ablehnung unter den Jungen auch durch eine starke Mobilisierung auf dem Land zustande gekommen war: Trotzdem scheinen in diesen Resultaten Konturen einer Generation durch, die nicht so umweltbewusst sein kann, wie man gemeinhin annimmt.

Alina Zumbrunn und Markus Freitag von der Universität Bern haben im Nachgang des CO₂-Abstimmungs-sonntags mehrere Auswertungen zum Umweltbewusstsein der letzten dreissig Jahre in den verschiedenen Altersgruppen vorgenommen. Sie stellten fest, dass die Bedeutung des Umweltschutzes zwar in allen Altersgruppen anstieg. Gleichzeitig würden jüngere Menschen aber empfindlicher auf Anzeichen ökonomischer Krisen reagieren und den Schutz der Umwelt gegenüber wirtschaftlichem Wohlstand weniger wichtig finden als ältere Menschen. Auf meine Frage, woran das liege, schreibt Freitag, dies liesse sich auch darauf zurückführen, dass die Jungen ängstlicher und sorgenvoller als andere Altersgruppen seien. Das könne sich in materiellen Unsicherheiten und Verlustängsten niederschlagen, die wesentlich dominanter seien als das Umweltbewusstsein.

Aber die Frage bleibt: Wieso sind wir so geworden?

#climatechange, #luxury, #love

Zu den Gründen gehören mit Sicherheit auch die technischen Innovationen, die von uns Jungen so bereitwillig aufgenommen wurden. Die neuen Kommunikationsformen, das ständige Sich-Präsentieren, Sich-Vermessen und Sich-Vergleichen, das mit ihnen einhergeht. Der Wettbewerb, der damit auch

unweigerlich in Lebensbereiche vordringt, die bis anhin nach anderen Maximen funktionierten: in das Liebesleben, in Freundschaften, in die Gesundheit. Die Konsumkultur schliesslich, die in den sozialen Medien floriert und deren Nutzer:innen zum Materialismus lockt – und zweifellos bei vielen zu Gewissenskonflikten führt. Hin- und hergerissen zwischen Klima und Konsum: Vielleicht ist dies das grosse Unbehagen meiner Generation.

Natürlich wäre es falsch, die ganze Schuld für die Konsumlust junger Menschen auf die sozialen Medien abzuwälzen. Genauso gut könnte man die Supermärkte beschuldigen, dass zu viel Fleisch verkauft wird. Es sind letztlich die Userinnen, die entscheiden, welchen Influencern sie folgen, was sie konsumieren und promoten, was für Beiträge sie produzieren. Darin liegt auch ein Stück Hoffnung. Die Konsumkultur der sozialen Medien wurde nicht nur vom Silicon Valley und der Werbebranche orchestriert, sondern auch durch den Appetit der Nutzergemeinschaft befördert. Solange wir weiter dem Kult der Dinge huldigen, wird sich nichts ändern. Aber: Neben den Influencern etabliert sich eine wachsende Zahl an Sinnfluencerinnen wie Luisa Neubauer, die sich nicht Turnschuhen, sondern der Gleichberechtigung und dem Klimaschutz verschrieben haben. Die Klimaschutzaktivistin, eine der Hauptorganisatorinnen der Fridays-for-Future-Proteste, zählt immerhin über dreihunderttausend Follower auf Instagram.

Leider ist die Fraktion umweltbewusster Nutzer:innen noch bestenfalls marginaler Grösse: Der Hashtag #climatechange dümpelt, an der totalen Anzahl Posts auf Instagram bemessen, irgendwo zwischen Platz 8000 und 9000. Immerhin schafft es #sustainability in die häufigsten 6000, #ecofriendly sogar in die Top 4000. Und die Spitzenreiter? Unter den 150 beliebtesten Hashtags finden sich #luxury, #shopping und #travel. Platz drei gehört #fashion. Und doch besteht kein Grund, den Glauben an die Menschheit zu verlieren – auf Platz eins rangiert #love.



Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger

1981

Hugo Bütler, Peter Frey, Urs P. Gasche

1982

Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer,
Hans Moser, Edmund Ziegler

1983

Andreas Kohlschütter, Gisela Blau,
Gottlieb F. Höpli, Peter Meier

1984

Dieter Bachmann, Georg Gerster,
Anna-Christina Gabathuler

1985

Margrit Sprecher, Herbert Cerutti,
Arthur K. Vogel

1986

Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez
Klaus Vieli, Benedikt Loderer

1987

Christian Speich, Jürg Frischknecht,
Martin Born

1988

Werner Catrina, Barbara Vonarburg,
Christoph Neidhart

1989

Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe
Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer

1990

Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein,
Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer,
Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller
Hedi Wyss, Hanspeter Bundi

1991

Peter Hufschmid, Christoph Keller,
Christina Karrer, Ernst Hunziker,
Guerino Mazzola, Isolde Schaad

1992

Hans Caprez, Christine Fivian-Isliker,
Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin,
Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser
(Swissair-Preis)

1993

Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser,
Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger,
Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder
(Swissair-Preis)

1994

Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller,
Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissair-
Preis), Giorgio von Arb (Swissair-Preis)

1995

Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti,
Regula Heusser-Markun, Richard Stoffel,
Martin Frischknecht (Swissair-Preis)

1996

Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text),
Ute Mahler (Bild), Bernard Senn,
Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text),
Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) (Swissair-
Preis), Daniel Schwartz (Bild) (Swissairpreis)

1997

Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziauddin,
Finn Canonica (Swissair-Preis)

1998

Fredi Lerch, Christoph Keller,
Christoph Neidhart, Alfred Schlienger,
Peter Haffner (Swissair-Preis)

1999

Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann,
Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber
Werner Lüdi (Swissair-Preis)

2000

Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná,
Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes
(Swissair-Preis)

2001

Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner,
Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber,
Oswald Iten (Swissair-Preis)

2002

Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer
(Alltag / Kleine Form), Arthur Rutishauser,
Patrik Landolt, Stephan Ramming,
Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von Arx,
Peter Ackermann

2003

Margrit Sprecher (Gesamtwerk),
Daniel Germann (Alltag/Kleine Form),
Michael Marti, Bernhard Odehnal,
Cornelia Kazis, René Staubli

2004

NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk),
Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form),
Bruno Vanoni, Andreas Schürer,
Markus Schneider, Jean-Martin Büttner

2005

Manfred Papst (Alltag/Kleine Form),
Thomas Angeli, Daniel Benz, Rico Czerwinski,
Nico Renner, Meinrad Ballmer, Marco Zanchi

2006

Peter Baumgartner (Gesamtwerk),
René Brunner (Alltag/Kleine Form),
Peer Teuwsen, Karin Wenger,
Christoph Scheuring, Hansi Voigt,
Ursula Gabathuler

2007

Karl Lüönd (Gesamtwerk),
Charlotte Jacquemart, Daniel Hug,
Bruno Ziauddin, Christian Schmidt,
Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi

2008

Rainer Stadler (Gesamtwerk),
Constantin Seibt (Zeitung), Anja Jardine (Zeit-
schrift), Daniel Ryser (Nachwuchs)

2009

Bernard Imhasly (Gesamtwerk),
Catherine Boss, Martin Stoll, Karl Wild (Zeitung),
Roland Bingisser (Zeitschrift), Dinu Gautier
(Nachwuchs)

2010

Balz Bruppacher (Gesamtwerk),
Viktor Dammann (Zeitung), Mathias Ninck (Zeit-
schrift), Christian Kündig und Lukas Messmer
(Nachwuchs)

2011

Michael Meier (Gesamtwerk),
Dagmar Appelt, Katharina Baumann (Zeitung),
Otto Hostettler, Dominique Strebel (Zeitschrift),
Maurice Thiriet (Nachwuchs)

2012

Gion Mathias Cavelty (Zeitung),
Daniel Ammann (Zeitschrift), Julia Hofer
(Zeitschrift), Joel Bedetti (Nachwuchs)

2013

Köbi Gantenbein (Gesamtwerk),
Rico Czerwinski, Iwan Städler, Susi Stühlinger

2014

Frank A. Meyer (Gesamtwerk), Simone Rau,
Mark Dittli, Alex Baur

2015

Arnold Hottinger (Gesamtwerk), Andrea Jeska,
Christian Brönnimann, Manuel Bühlmann,
Oliver Wietlisbach

2016

Felix E. Müller (Gesamtwerk), Paula Scheidt,
Markus Häfliger, Thomas Preusse, Daniel Puntas
Bernet, Federico Franchini, Hannes Grassegger

2017

Rita Flubacher (Gesamtwerk),
Anja Jardine, Claudia Senn, Daniel Ryser

2018

Peter Studer (Gesamtwerk),
Barbara Klingbacher, Christian Keller,
Oliver Zihlmann, Catherine Boss,
Christian Brönnimann, Alexandre Haederli,
Julie Jeannet, Marie Parvex, Mario Stäuble,
Hannes von Wyl, William Stern (Newcomer)

2019

Klara Obermüller (Gesamtwerk),
Fabian Eberhard, Reto Schneider, Claudia Rey,
Kevin Brühlmann (Newcomer)

2020

Carole Koch, Boas Ruh, Thomas Schlittler,
Christian Zeier, Daniel Faulhaber (Newcomer)

2021

Hanspeter Guggenbühl (Gesamtwerk),
Christof Gertsch, Mikael Krogerus,
Christopher Gilb, Katharina Bracher,
Sacha Bathyany, Samuel Tanner (Newcomer)

Dank für Unterstützung und Spenden

Trägerschaft



Sponsoren



JTI
Goldsponsor

Spender

Folgende Firmen und Organisationen (gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder verdankenswerter Weise mit Spenden unterstützt:

Google

Graubündner Kantonalbank

UBS

Somedia

Credit Suisse

Bank Vontobel

Verband SCHWEIZER MEDIEN

Zürcher Kantonalbank

Zürcher Presseverein

Dr. Björn Johansson

Wir danken der Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich, für den Druck dieser Broschüre.

Impressum

Herausgeberin

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Limmatwiesenstrasse 2A
8955 Oetwil an der Limmat
044 750 29 68
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch

Bankverbindung

UBS AG
8098 Zürich
IBAN CH44 0023 0230 2082 4140 J

Redaktion

Stiftung Zürcher Journalistenpreis

Satz und Druck

Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich



Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Limmatwiesenstrasse 2A
8955 Oetwil an der Limmat
044 750 29 68
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch